

Lehre und Wehre.

Jahrgang 55.

Oktober 1909.

No. 10.

„Der Schweizer Taktik gegen Luther im Sakramentsstreit.“

In seinem „Johann Calvin“ sagt Baur: „Es konnte nicht anders sein, als daß sich in Calvin der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, bewußt und unbewußt immer tiefer festsetzte, das heißt, der Grundsatz, daß der heilige, gottgewollte Zweck auch den Gebrauch solcher Mittel rechtfertige, deren Anwendung sonst für ein geläutertes sittliches Gefühl völlig anstößig und verwerflich ist, wenn eben kein anderes Mittel zur sicheren Erreichung des Zweckes sich darzubieten schien. Auf die Erreichung des Zieles zu verzichten um eines Mittels willen, das dünkte Calvin wie ein Verrat an Gottes Ehre und Sache zu sein.“ Calvin war auch in diesem Stück ein treuer Schüler Zwinglis und seiner Genossen, die insonderheit im Abendmahlstreit sich der zweifelhaftesten Mittel bedienten, um ihrer falschen Lehre Eingang zu verschaffen und Luthers Lehre und Ansehen zu untergraben. Diese Schleichwege der Schweizer hat schlagend nachgewiesen D. Walther von Rostock in einem Vortrag mit dem obigen Thema: „Der Schweizer Taktik gegen Luther im Sakramentsstreit“, den wir mit etlichen unwesentlichen Auslassungen zum Abdruck bringen.

Aus Klugheitsrücksichten gab sich Zwingli längere Zeit noch öffentlich den Anschein, als ob auch er die lutherische Lehre vom Abendmahl annehme, obgleich er innerlich diese Lehre nicht mehr teilte und sie bereits heimlich bekämpfte. Walther schreibt:

Wenn wir der eigenen Behauptung Zwinglis Glauben schenken dürfen, so hatte er niemals wirklich an einen Empfang des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geglaubt (7, 391). Aber seine Hochhaltung der Heiligen Schrift hatte es ihm unmöglich gemacht, bei dieser Anschauung sich sicher zu fühlen. Wohl sagte er sich, die Worte Christi „Das ist mein Leib“ müßten „tropisch gemeint sein“, aber er konnte nicht herausfinden, „in welchem Worte ein Tropus stecken“ könne. In dieser Not war es ihm wie ein Erweis der „Gnade Gottes“, wie das Finden „der glücklichen Perle“ (3, 606), als ihm im Herbst 1522 der Brief des niederländischen Advokaten Kornelius Hoen den Weg wies, wie er seine neue Auffassung des Abendmahls mit den Einsetzungsworten Christi vereinigen könne. Dieser Brief bot ihm nicht nur die Erklärung des „est“ durch „significat“, sondern auch den Nachweis, daß „die Heilige Schrift ähnlicher Redeweisen voll“ sei; entkräftigte nicht nur die paulinischen Aussagen, die solche Auslegung der

Einsetzungsworte zu verwehren schienen, sondern nannte auch die Bibelstellen, durch welche eine buchstäbliche Deutung derselben als ausgeschlossen erwiesen werden konnte. Fortan strebte Zwingli danach, diese ihm aufgegangene und so wertvolle Erkenntnis allen mitzuteilen. Welchen Weg schlug er dazu ein? Man sollte erwarten, daß er jenen Brief, der ihn selbst so völlig überzeugt und mit der Gewißheit: „Siegen wird, siegen die Wahrheit“ (7, 391) erfüllt hatte, alsbald veröffentlicht hätte. Und freilich hat er ihn drucken lassen, doch erst drei Jahre später. Denn die Überbringer, Hinne Rode und Georg Saganus, hatten den Brief zuerst in Wittenberg Luther vorgelegt und waren von diesem abgewiesen worden. Ja selbst Stokampad in Basel, den sie dann aufgesucht, hatte sich nicht entschließen können, dieser neuen Anschauung zuzustimmen. So würde eine zu frühzeitige Veröffentlichung dieses ohne jeden Rückhalt und mit großer Bestimmtheit redenden Briefes wahrscheinlich die Züricher Reformation diskreditiert und wohl gar Luthers Widerspruch provoziert haben. Dieses letztere vor allem wollte Zwingli vermeiden. Denn bislang wurde Luther überall, auch in der Schweiz, als der Chorführer der evangelischen Bewegung und als Autorität in religiösen Fragen geehrt. Zwingli selbst hat dies dadurch angedeutet, daß er später, als eben durch den Sakramentsstreit Luthers Ansehen in weiten Kreisen erschüttert war, bei Veröffentlichung des erwähnten Briefes auf dem Titel hervorhob, dieser sei vor einigen Jahren an den Mann gesandt, den man damals für die einzige Autorität hielt (*apud quem omne iudicium sacrae Scripturae fuit*), sei aber von ihm verschmäht worden. So galt es, zunächst eine direkte Bekämpfung der bisher über das im Abendmahl Dargereichte herrschenden, auch von Luther geteilten Anschauung zu unterlassen, vielmehr erst den Boden zu bereiten für einen derartigen Angriff, einerseits durch Befestigung der eigenen Stellung und des eigenen Ansehens, womöglich auch durch Einschränkung des übermäßigen Ansehens, das Luther noch genoß, andererseits durch Betonung der Gedanken über das Abendmahl, die nicht in Widerspruch zu Luthers Lehre traten, aber doch als Übergang dienen konnten zu der Behauptung, daß nicht Christi Leib und Blut empfangen werde, also besonders durch Einprägung der Wahrheit, daß es vor allem auf den Glauben, auf die in Joh. 6 geforderte geistliche Niesung des Leibes und Blutes Christi ankomme, und daß der Glaube alles empfangen. War erst dieser Gedanke, gegen den auch Luther nichts einzumenden hatte, Gemeingut geworden, so konnte die Welt leicht davon überzeugt werden, daß es nur eine Konsequenz sei, wenn Luther daneben auch noch eine leibliche Niesung des Fleisches und Blutes Christi für gefordert und wertvoll erkläre. Daß dies Zwinglis Operationsplan war, hat er selbst öfter ausgesprochen. So schreibt er im August 1525 (im *Subsidium*): „Ich war schon vor mehreren Jahren dieser Ansicht über das Abendmahl. Aber mein Plan war, sie nicht unvorsichtig ins Volk zu werfen, damit ich nicht Perlen vor die Säue werfe, ohne vorher häufig mit gelehrten und frommen Männern verhandelt zu haben, damit diese nach fast aller Meinung hochwichtige Sache, wenn sie einst an die Öffentlichkeit käme, viele Beschützer hätte und jenem lärmenden Reide ausbiegen könnte, der einzig durch unsinniges Klagegeschrei die frommen Gemüter vom Lesen, Hören, Urteilen abschreckt. Mein Plan gelang nach Wunsch. Denn alle, mit denen ich verhandelte, gingen auf meine Seite über; die meisten atmeten nicht anders auf als die, welche, aus langer Gefangenschaft befreit, aus Finsternis und tiefer Einsamkeit ans Licht und zur Gemeinschaft der Freunde zurückgeführt sind“ (3, 330). Ebenso berichtet er in seinem *Commentarius*, schon „einige Jahre hindurch habe er diese Sache mit vielen Gelehrten heimlich verhandelt zu dem Zweck, weil er sie nicht unklug und leichtfertig an die Öffentlichkeit bringen wollte, was einen ungeheuren Lärm hätte geben können“ (3, 269). In solcher Weise vorzugehen war Zwingli keineswegs unsympathisch. Hatte er doch auch in seinem Kampfe gegen die römische Kirche genau dasselbe Verfahren innegehalten. Zeigte er doch seine Feindschaft gegen Rom jahrelang so wenig, daß er bis zum Jahre 1520 jährlich eine päpstliche „Pension“ von 50 fl. annahm, durch die Rom ihn noch fester an sich fesseln wollte (1, 354), während er schon so radikal dachte, daß er mit Freunden „über die Absetzung des Papstes verhandeln“ konnte (Gottinger, *Hist. eccl. saec. XVI*, II, 207). Er liebte es, nicht vorschnell und unbesonnen zu operieren, solange die Macht des Gegners noch so groß, der eigene Einfluß noch so gering war, daß der bei offenem Hervortreten unvermeidliche Kampf den Sieg der von ihm vertretenen Sache hätte gefährden können. Bekanntlich war Luthers Art des Vordringens gerade

entgegengesetzt. Daß die Wahrheit würde angefochten werden, war ihm so selbstverständlich, daß er nie, um Widerspruch zu vermeiden, mit dem Bekenntnis der Wahrheit wartete. Von der Siegeskraft der Wahrheit war er derartig überzeugt, daß er nie danach fragte, wie groß die Zahl und die Macht der Gegner sei. Für die Wahrheit wollte er so ganz allein durch die Wahrheit den Sieg erlangen, daß er nie daran dachte, sich Ansehen und Einfluß zu verschaffen, damit die von ihm verkündigte Wahrheit leichter Annahme finde. Aber wenn auch hierin eine bewundernswürdige Größe liegt und Luther leicht dazu kommen konnte, schon in der entgegengesetzten Taktik Zwingli's „einen andern Geist“ zu fühlen, so dürfte doch wenigstens fraglich sein, ob nicht bei einem anders gearteten Charakter die diplomatische Weise, wie wir sie an Zwingli beobachten, sittlich vollkommen berechtigt ist. Jedenfalls birgt eine jede dieser verschiedenen Charaktereigentlichkeiten ihre besondere Gefahr. Die Sorglosigkeit eines Luther kann das „klug wie die Schlangen“, die Vorsicht eines Zwingli das „ohne Falsch wie die Tauben“ verletzen. Ist auf der Schweizer Seite diese letztere Gefahr stets vermieden worden?

Als der Rat von Zürich für den 29. Januar 1523 eine öffentliche Disputation ausschrieb, und zwar in einer solchen Weise, daß Zwingli's Sieg als im voraus entschieden gelten konnte, trat dieser zum ersten Male mit offenem Visier gegen Rom auf. Er veröffentlichte 67 Thesen („Schlußreden oder Artikel“), in denen er das Papsttum aufs schärfste angriff. Die 18. Schlußrede handelt von der Messe. Wie etwa würde Luther diese gesagt haben, wenn er der Ansicht Zwingli's gewesen wäre? Luther hat einmal gestanden, er hätte unendlich gern sich davon überzeugen lassen, daß „im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre“, weil er eingesehen habe, daß er mit solchem Nachweise „dem Papsttum hätte den größten Puff geben können“ (de Wette, Luthers Briefe 2, 577). Und die Schweizer haben mehrmals erklärt, eben um Roms Transsubstantiationslehre gründlich aus dem Wege zu räumen, müsse man auch Luthers Konsubstantiationslehre abtun. Zwingli aber verzichtet noch auf dieses gründliche Mittel. Jene Schlußrede bestreitet nur, daß die Messe ein Opfer sei, schweigt aber völlig von allem, womit Luther nicht hätte einverstanden sein können (1, 154). Nachdem jedoch die Disputation und die Entscheidung des Rates von Zürich das Ansehen Zwingli's ungemein vermehrt hatte, meinte dieser einen vorsichtigen Schritt auf dem Wege contra Lutherum wagen zu dürfen. „Gehobenen Mutes“ verfaßte er die größere Schrift „Auslegen und Grund der Schlußreden“. Jetzt nennt er Luthers Namen und gibt allerlei Erklärungen über ihn, und zwar eben in der ausführlichen Auslegung jener 18. Schlußrede. Aber weder polemisiert er gegen die Wittenberger Abendmahlslehre, noch auch legt er die seinige vollständig dar. Es ist geradezu unbegreiflich, wie man bei der Frage, wann und aus welchem Buche Luther zuerst Zwingli's abweichende Ansicht vom Abendmahl kennen gelernt habe, auch an diese Schrift Zwingli's hat denken können. Nur wenn man schon weiß, daß Zwingli anders dachte als Luther, kann man dies auch aus dieser Schrift erkennen, aber nur aus dem, was sie nicht sagt. Ja, ein Anhänger Luthers mußte geradezu in dem Irrtum, daß Zwingli völlig mit Luther übereinstimme, befestigt werden. Denn während über die Frage nach der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl sonst völlig geschwiegen wird, ist doch ein Satz eingeflochten, der eben verwehren soll, aus diesem Schweigen Folgerungen zu ziehen: „Hier sollen aber die Einfältigen lernen, daß man hier nicht streitet, ob der Fronleibnam und Blut Christi gegessen und getrunken werde; denn daran zweifelt keinem Christen.“ Und gegen einen Predigermönch, der die herkömmlichen Konsekrationsworte einen [aus verschiedenen neutestamentlichen Stellen] „zusammengesetzten Bettlermantel“ genannt hatte, wird gesagt: „Höre, wo die Worte der Heiligung [consecratio] stehen! Matth. 26, 26 steht: ‚Das ist mein Leichnam.‘ Ist das nicht ein lauter, kurz, gewiß ausgedrücktes Gotteswort? Wie könnte Gott kürzer und eigentlicher geredet haben? Was mag Lauteres geredet werden, denn ‚das ist mein Leichnam?‘“ (1, 242 und 259). Von dem Verhältnis aber zwischen sich und Luther kann Zwingli sagen, es zeige, „wie einhellig der Geist Gottes sei, daß wir, so weit voneinander, doch so einhellig die Lehre Christi lehren“. Wollte man sich aber wundern, daß er das Abendmahl nicht ebenso nenne wie Luther, nicht ein „Testament“, sondern ein „Wiedergedächtnis“, so erklärt er, darin bestehe kein Unterschied. Luther habe es „nach seiner Natur und Eigenschaft“, er aber „nach dem Gebrauch und Verhandlung“ genannt, und „ist in den beiden Namen keine Zwietracht“ (1, 253. 257). Aber müssen wir

solchen Aussagen gegenüber nicht völlig daran irre werden, daß Zwingli — wie doch er selbst behauptet hat — schon damals sich über den Gegensatz seiner Anschauung zu der Luthers völlig klar war? Lauten nicht die von uns zitierten Worte Zwinglis über Matth. 26, 26 fast buchstäblich ebenso wie die von Luther im Abendmahlsstreit so oft ausgesprochene und dann von den Schweizern so bitter verhöhrte Behauptung? — Doch wir besitzen noch einen vertraulichen Brief Zwinglis, den er gleichzeitig mit der fraglichen Schrift verfaßt hat. Dieser ist an seinen ehemaligen Lehrer und jetzigen Freund Thomas Wyttenbach gerichtet (7, 297 ff.). Hier spricht er sich offen aus und läßt uns verstehen, wie er in jener für die Öffentlichkeit bestimmten Schrift so auffallende Sätze bringen konnte. Er schreibt: „Allen würde alles klarer sein, wenn wir die Feigen Feigen nannten, das Brot Brot, den Wein Wein. Beliebt es aber, das Brot den Leib zu nennen und den Wein das Blut, so mögen wir das auch tun, aber so, wie wir sagen, daß die Taufe Sünden tilge, während doch nicht die Benetzung tilgt, sondern der Glaube. So mögen wir im uneigentlichen Sinne (per catachresin) das Brot den Leib nennen und den Wein das Blut.“ „Allein die Gläubigen erfahren dies.“ „Für Christus paßt es sich, daß er entweder im Himmel zur Rechten Gottes sitzt oder auf der Erde im gläubigen Herzen.“ Die Bedeutung des Abendmahls bestehe darin, daß der Christ seinen Glauben damit öffentlich bezeuge. So viel wagt er einem vertrauten Freunde schon mitzuteilen. Doch fügt er hinzu: „Aus dem allem gewinnst du, denke ich, meine Ansicht. Nicht als ob ich gegenwärtig schon so lehrte! Ich fürchte nämlich, daß die Schweine sich gegen uns wenden und sowohl die Lehre als auch den Lehrer zerreißen werden.“

Zwingli wagte sich also mit dem Irrtum, den er innerlich festhielt, noch nicht hervor, redete vielmehr öffentlich so, daß jeder glauben mußte, er stimme mit Luther. Zugleich sind aber doch, wie Walther zeigt, seine Ausdrücke so gewählt, daß sie seinem Irrtum „nicht unflug“ den Weg bereiten und die Bahn frei machen. Denselben Zweck der klugen Vorbereitung verfolgen auch Zwinglis Auslassungen in dieser Zeit über sein Verhältnis zu Luther als Reformator, die, genau gesehen, den Leser davor warnen, Luther zu hoch einzuschätzen und über Zwingli zu stellen. Und im Interesse dieser Selbsterhebung und Lutherverkleinerung nimmt auch Zwingli ungescheut seine Zuflucht zu Unwahrheiten. Walther schreibt:

Im höchsten Grade auffallend aber ist, daß Zwingli gerade bei Behandlung der Abendmahlslehre noch viel weitläufiger sich über sein Verhältnis zu Luther ausspricht. Jeder vorurteilsfreie Leser muß verwundert fragen, wozu diese Darlegungen dienen sollen, und warum sie gerade an dieser Stelle gegeben werden. Es ist ein Dreifaches, was Zwingli vorträgt. Zuerst betont er aufs schärfste seine Selbstständigkeit Luther gegenüber. Er schreibt nicht nur: „Geh ein Mensch in unserer Gegend irgendetwas von Luthers Namen gewußt hat, habe ich angehoben, das Evangelium Christi zu predigen im Jahre 1516“, sondern auch: „Ich bezeuge vor Gott und allen Menschen, daß ich keinen Buchstaben all mein Lebtag je zu ihm geschrieben habe, noch er zu mir, noch geschafft [veranlaßt] geschrieben werden“, „und auch jetzt habe ich noch sehr wenig seiner Lehre gelesen“ (1, 253 ff.). Diese beiden Aussagen sind so verwunderlich, daß wir sie etwas genauer prüfen müssen. Müßte doch jene erste Behauptung dazu führen, den Beginn der Reformation nicht mit dem 31. Oktober 1517, sondern mit dem Jahre 1516 anzusetzen! Hat doch diese bestimmte Erklärung Zwinglis schon zu den seltsamsten Konstruktionen seiner Entwicklung verführt. Glücklicherweise hat Zwingli selbst erläutert, was er mit der 1516 von ihm begonnenen Predigt des Evangeliums gemeint hat. Er fährt nämlich fort: „Also daß ich an [auf] keine Kanzel gegangen bin, daß ich nicht die Worte, die am selben Morgen in der Messe zu einem [als] Evangelium gelesen werden, vor mich nähme und die allein aus biblischer Schrift auslegte. . . . Als ich im Jahre 19 zu Zürich anhub zu predigen, zeigte ich vorher den ehrsamten Herren Propst und Kapitel an, wie ich das Evangelium, von Matthäus beschrieben, wollte predigen ohne allen Menschen-

tand und mich den weder lassen irren noch bestreiten. . . . Wer hat mich aufgerüstet, das Evangelium zu predigen und einen ganzen Evangelisten von einem [nacheinander] zu predigen? Hat das der Luther getan? Nun, habe ich's doch angehebt zu predigen, ehe ich den Luther je habe gehört nennen.“ Er versteht also unter der Evangeliumspredigt, die er schon 1516 habe erschallen lassen, nicht etwas Materiales, sondern etwas Formales. Während die römischen Prediger vielfach entweder ohne biblischen Text predigten oder nur ein kurzes Wort gleichsam als Motto oder als bloßen Anknüpfungspunkt verwandten, hat er die evangelischen Perikopen oder ganze Evangelien sich zum Text genommen und ausgelegt. Daß er dieses nicht erst von Luther gelernt, ist ihm ein klarer Beweis seiner reformatorischen Selbstständigkeit. In diesem ihm und Luther Gemeinsamen sieht er das Bahnbrechende ihrer Tätigkeit! Was aber der Inhalt dieser vermeintlichen Evangeliumspredigt gewesen sein mag, verrät er selbst uns durch das Geständnis: „Wiemohl ich am Anfange derselben Zeit noch trefflich den alten Lehrern angehangen als den Erläuterern und Erklärern.“ Danach hat er „das Evangelium“ nach der Erklärung der römischen Kirchenväter gepredigt, also so, daß demselben sein evangelischer Gehalt genommen wurde. Es sei hinzugefügt, daß Zwingli auch noch später sich nicht klar darüber war, was eigentlich die Reformation Neues gebracht, worin das Zentrum der antirömischen Lehre zu sehen sei. Im Jahre 1527 schrieb er, um das nach seiner Meinung allzuhohe Ansehen, in dem Luther stand, herabzustimmen, in der an diesen gerichteten *amica exegesis*: „Viele und ausgezeichnete Männer sind es gewesen, die, ehe Luthers Name so berühmt war, erkannten, woran die Religion hängt. . . . Sehr viele waren es, welche die Summa der Religion — wenn du auch nicht zugibst: besser als du, so doch ebenfögut wie du erkannt hatten.“ Er setzt hinzu, schon im Jahre 1515 habe „ihm der Umgang mit solchen Männern zur Förderung und zum Sporn gereicht“ (3, 543 f.). Offenbar meint er vor allem den Erasmus. Ein Erasmus also soll die Hauptsache des Glaubens schon besser erkannt haben als Luther! Der Erasmus, an den Luther in einer öffentlichen Schrift (*De servo arbitrio*) geschrieben hat: „Dieweil mir Gott aus unaussprechlicher Gnade Christum hat zu erkennen gegeben, so muß ich ja meinem Gott danken und mag mich frei rühmen, wie Paulus 2 Kor. 11, 18, daß ich die Erkenntnis habe, die ich noch an Erasmus nicht sehe, ob dir Gott wohl sonst Lehre, Kunst, Verstand, Erfahrung, Übung und alle Begabung zu glänzenden Reden menschlicher Weisheit gegeben hat.“ Was sodann die andere Behauptung Zwinglis betrifft, daß er bis 1523 noch wenig von Luther gelesen habe, so hat sie die Verehrer Zwinglis, die etwas von den in Betracht zu ziehenden Tatsachen kannten, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, da sie doch nicht dem Schweizer Reformator eine direkte Unwahrheit zutrauen konnten. War doch auch in der Schweiz Luthers Name so berühmt, daß mancher Jüngling die Reise nach dem fernen Wittenberg nicht scheute, um zu den Füßen des großen Doktors Theologie zu studieren. Waren doch auch in der Schweiz Luthers Schriften so ungemein begehrt, daß die Buchhändler Basels, Platter, Gengenbach, Frobenius, Petri zc., eine erstaunlich große Menge derselben nachdrucken konnten. Zwingli selbst scheint geföhlt zu haben, daß seine Behauptung allzu unglaublich klingen dürfte. Er gibt daher auch den Grund dafür an, warum „er sich oft seiner Bücher mit Fleiß gemacht“ [enthaltend] habe: „nur daß ich den Päpstlerern genug täte“. Aber tatsächlich ist seine Unbekanntschaft mit Luthers Schriften nicht sehr groß gewesen. In der Kantonsbibliothek zu Zürich finden wir noch ein Buch, das von Zwinglis Hand die Widmung trägt: *Joachimo Vadiano, clarissimo amico, Huldricus Zinlius dono misit*. Dieses Buch also kannte Zwingli. Es ist aber eine durch Frobenius in Basel veranstaltete Sammlung von nicht weniger als sieben wichtigen Schriften Luthers. Dann hören wir ihn seine Freude darüber aussprechen, daß Beatus Rhenanus ein paar andere Schriften Luthers ihm zusenden wolle (Zwinglis Werke, Supplement S. 21 f.). Ein andermal spricht ihm Rhenanus sein Bedauern, von Luther nichts Neues zu haben, in der Weise aus, daß man erkennt, Zwingli hat danach verlangt (7, 57). Später erhielt dieser die auf die Leipziger Disputation bezüglichen Schriften (7, 104) zc. Daher war er denn auch imstande, in demselben Abschnitt, in dem er von Luther nur wenig gelesen zu haben behauptet, ein bestimmtes Urteil über diesen abzugeben, als wenn er ihn recht genau kenne: „Luther ist, als mich dünkt, so ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernst die Schrift durchsündelt, als keiner in tausend Jahren je auf

Erden gewesen ist“ (1, 255) u. So muß Zwingli jenes „gar wenig“ nur relativ gemeint haben: wenig im Verhältniß zu der Fülle von Schriften, die Luther nach Zwinglis Annahme geschrieben haben dürfte.

Warum betont Zwingli in so starker, übertriebener Weise seine Unabhängigkeit von Luther? Baur meint: weil Zwingli noch viel daran gelegen habe, nicht als Kezer verschrien zu werden. Aber Walther zeigt, daß diese Annahme unmöglich ist, und fährt dann also weiter:

Sein Motiv wird uns völlig klar werden, wenn wir das zweite, was er über Luther ausspricht, ins Auge fassen. Nachdem er diesen hochgehoben und gesagt hat: „Mit dem männlichen, unbewegten Mut, womit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich geworden, solange das Papsttum gewährt hat“, fährt er fort: „Aber wes ist solche Tat? Gottes oder Luthers? Frag' den Luther selbst! Weiß ich wohl, er spricht: Gottes!“ Was soll dieser Gedanke, daß nicht Luther ein Verdienst an seinem Werke beizumessen sei? Er kann ja keine andere Tendenz haben, als einer unrichtigen Hochschätzung Luthers zu wehren, da man um des Großen willen, das er ausgerichtet, in ihm ein ausgewähltes Rüstzeug Gottes sah, „dem es Gott zuerst geoffenbart“ (wie Luther selbst von sich gesagt hat), dem man daher als dem von Gott beglaubigten Lehrer der Christenheit folgen dürfe. Dem gegenüber behauptet Zwingli, ihm sei es ebensogut von Gott offenbart wie dem Luther; denn er habe es nicht von diesem gelernt, habe vielmehr schon, ehe er etwas von ihm gekannt, das Evangelium gepredigt. Freilich habe Luther mehr ausgerichtet als er, aber das Maß unserer Wirksamkeit werde eben von Gott verschieden bestimmt. Auch ihm habe Christus sein besonderes Amt gegeben: „Biewohl durch ihn [Luther] eine unzählbare Welt mehr denn durch mich und andere — denen Gott ihr Maß macht größer oder minder, wie er will — zu Gott geführt werden. Noch will ich keines Namen tragen, denn meines Hauptmanns Christi; dessen Keiser [Krieger] bin ich, der wird mir Amt und Sold geben, soviel ihn gütduken wird sein. . . . O frommer Christ, laß dir keines Menschen Namen auflegen und leg ihn auch niemand auf. Sprich nicht zu deinem Nächsten: ‚Bist du auch lutherisch?‘ sondern frag' ihn, was er auf der Lehre Christi halte, wie ihm das Wort Christi gefalle. Laß den Namen Christi nicht verwandelt werden in den Namen des Luthers! . . . Also will ich nicht, daß mich die Päpster lutherisch nennen, denn ich die Lehre Christi nicht von Luther gelernt hab', sondern aus dem Worte Gottes selbst. Predigt Luther Christum, so tut er eben, was ich tue.“ Danach war die Tendenz dieser Auseinandersetzungen, einzuprägen, daß Zwingli neben Luther stehe, ein selbständiger Verkündiger der Wahrheit, der also auch möglicherweise etwas richtiger aus Gottes Wort erkannt haben könne als der Luther. So waren die Leser gerüstet, beim Hervortreten des Widerspruchs Zwinglis gegen Luther die beiderseitigen Anschauungen ohne jedes Vorurteil prüfen zu können. Freilich, den Widerspruch hinsichtlich des Punktes, auf den es Zwingli ankam, hinsichtlich der Abendmahlslehre, schon jetzt offen auszusprechen, wagte er noch nicht. Die Welt mußte vorher noch mehr sich gewöhnen an die Möglichkeit, daß auch ein durch den Erfolg so großartig beglaubigter Diener Gottes, wie Luther, in einzelnen Punkten der Wahrheit gefehlt habe. Zu dem Zweck spricht Zwingli sein drittes Urtheil über Luther aus: er deutet an, daß bei diesem auch menschliche Schwachheit mit unterlaufe. Daher bemerkt er zu dem angeführten Lobe, das er Luther erteilt, es solle sich nur beziehen auf „die Dogmata, Lehre und Meinungen und Sinn der Schrift; denn seiner Spänen nehme ich mich nicht an“. Die scharfe Kampfesart Luthers also erklärt er nicht verteidigen zu können. Wird nun später Luther die Abendmahlslehre Zwinglis verfluchen, so wissen die Leser schon, daß derartig donnernd zu schreiben nun einmal zu Luthers trauriger Gewohnheit gehört, darauf also nichts zu geben ist. Sodann möchte Zwingli den Gedanken vorbereiten, daß Luther leider hinsichtlich der Abendmahlslehre nicht den Mut finden könne, mit der alten römischen Anschauung zu brechen, daß er also in dieser Beziehung der Aufgabe eines Reformators nicht gewachsen sei. So stellt er den allgemeinen Satz auf: „Ich weiß auch, daß er viel nachgibt in ethischen Dingen den Vätern, daß er viel anders handeln möchte; in dem ich nicht seiner Meinung bin. Nicht daß er zu viel, sondern daß er zu wenig geredet hat.“ Als Beleg zu dieser Behauptung führt er aber Luthers Beibehaltung der Lehre

von dem Empfange des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl noch nicht an. Denn diese Lehre saß noch zu fest in den Herzen, als daß er nicht für nötig gehalten hätte, davon noch zu schweigen. Daher erwähnt er nur die schon in allgemeinerem Mißkredit stehende Ohrenbeichte: „Er läßt etwas der Beichte nach, daß man sich dem Priester solle erzeigen, welches doch aus der Tat Christi nicht mag gezogen werden.“ Ebenso, meint er, „gebe“ Luther durch Beibehaltung des Ausdrucks „Sakrament“, sowie hinsichtlich der „Fürbitte der Seligen und anderer Dinge etwas nach“. Daß das Motiv dieser Nachgiebigkeit bei Luther Menschenfurcht, also das Nachgeben Heuchelei sei, spricht er hier vorsichtigerweise noch nicht aus (erst z. B. 7, 390 f., vom April 1525). Vielmehr schreibt er jetzt: „In diesem Stück mag ich wohl erkennen, daß er den Zugang zum Priester [die Beichte] im besten [in guter Absicht] nachgelassen hab‘; denn viel Menschen sind, die noch viel auf die Beichte halten und übel verärgert würden, so man die urheblich [plötzlich] abtun wollte.“ Ebenso setzt er bei den anderen monierten Punkten wie entschuldigend hinzu: „als ich verstehe: den Blöden“ [zu nütze]. Fand er mit diesen Auslassungen keinen Widerspruch, so konnte er bald dazu übergehen, auch Luthers Lehre vom Abendmahl als einen Rest papistischen Sauerteigs zu — entschuldigen. Ja, eben unter dieser Bezeichnung konnte er sie angreifen, ohne auch nur Luthers Namen zu nennen.

Um die Propaganda für seine Irrlehre diplomatisch klug und erfolgreich einzuleiten, hat also Zwingli lange geheuchelt und ohne Taubeneinfalt unter der Decke ein zweifelhaftes Spiel getrieben. Und dieselbe Taktik setzte Zwingli fort, als er 1525 zum öffentlichen Angriff überging. Walther schreibt:

Ehe er aber „diese hochwichtige Sache an die Öffentlichkeit brachte“, galt es, „mit frommen und gelehrten Männern sie zu verhandeln, damit sie, wenn sie an die Öffentlichkeit trat, viele Beschützer hätte“ und den Schlägen „des lärmenden Reides ausbiegen könnte“ (3, 330). Diesen „Plan“ führte er in der Weise aus, daß er einen fingierten Brief in Hunderten von Abschriften unter solchen, die er für zuverlässig hielt, verbreiten ließ, jeden Empfänger „bei Jesu Christo, der die Lebendigen und die Toten richten wird, beschwörend“, den Brief „nur solchen zu zeigen, die unzweifelhaft aufrichtig im Glauben an denselben unsern Herrn sind“, und denselben nicht drucken zu lassen (3, 603). „Mehr als fünfhundert Brüder“ (3, 605) wurden auf solche Weise mit seiner Abendmahlslehre bekannt, ohne daß die Wittenberger etwas davon erfuhren. Und doch wußten die Empfänger der Abschriften nicht, daß nur sie darum wußten; denn der Brief war an einen Anhänger Luthers gerichtet. So mußten sie das Schweigen Luthers und seiner Freunde als einen Beweis davon auffassen, daß auch diese mit dem von Zwingli Dargelegten einverstanden sein dürften. Der „Plan gelang nach Wunsch“. Nur Zustimmung fand Zwingli. So trat er denn endlich im März 1525 offen hervor, indem er den fraglichen Brief drucken ließ. Der Sturm des Widerspruchs war nicht gering, aber er kam zu spät. Hunderte standen mit ihrer Predigt oder auch mit ihrer Feder auf Zwinglis Seite. Es handelt sich um den Brief, der unter dem 16. November 1524 an den Reutlinger Prediger, den Verehrer Luthers und Schüler Melancthon's, Matthäus Alber, gerichtet ist (3, 591 ff.). Daß dieser Brief nur ein fingierter war, dem Adressaten gar nicht zugesandt wurde, ersehen wir aus einem Briefe Stokampads an Zwingli vom Februar 1526, in dem er diesem mitteilt, man beschwere sich über dieses sein Verfahren als über einen „dolus“: *De te queruntur epistolam ad Rutlingenses editam, quam tamen non miseris suo Domino* (7, 476). Indem man später sich nicht klar machte, was Zwingli überhaupt mit dem Briefe zunächst gewollt, glaubte man annehmen zu dürfen, „diese Worte bezögen sich augenscheinlich nur auf eine unbegründete Nachrede“ (so z. B. F. Hartmann, M. Alber, S. 94). Aber so gern auch wir uns von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugen würden, so spricht doch nichts dafür, vielmehr alles dagegen. Zunächst schon die Form des Briefes. Bereits einmal, am 19. März 1523, hatte Zwingli an Alber geschrieben. Wie ganz anders ist der Tenor dieses früheren Schreibens, das eben rein als Brief gemeint war! In dem späteren fehlen alle persönlichen Beziehungen; er ist nicht ein Brief, sondern eine gelehrte Abhandlung. Freilich mußte ein Grund für die Abfassung dieser Arbeit angegeben werden, damit

dieser Angriff motiviert erscheine. So sagt denn Zwingli, er habe gehört, es solle in Reutlingen eine Disputation mit Konrad Hermann über das Abendmahl stattfinden; er hoffe, durch dieses Schreiben eine falsche Entscheidung zu verhindern. Aber nehmen wir auch an, daß wirklich eine solche Disputation gehalten ist oder gehalten werden sollte — man weiß nichts weiteres hierüber —, so würde doch, falls wirklich der Brief zur Beeinflussung derselben geschrieben und nach Reutlingen gesandt wäre, diese Disputation den eigentlichen Inhalt des Briefes bilden. Sie wird aber nur eben erwähnt; in der gedruckten Ausgabe nimmt sie kaum 7 Zeilen ein, während die übrigen 500 Zeilen ohne alle Rücksicht auf sie eine Darstellung der Zwinglischen Abendmahlslehre geben. Sodann, wenn jener Vorwurf unbegründet war, so würde Zwingli, nachdem er durch Skolampad davon erfahren, jedenfalls gegen diese Verleumdung protestiert haben, sowohl um sich selbst zu schützen, als um die mit Unwahrheit operierenden Gegner an den Pranger zu stellen. Mit welcher Energie hat Zwingli sich gegen den zweiten Vorwurf verteidigt, über den ihm Skolampad in seinem Schreiben Mitteilung macht, dagegen, daß er aus Feigheit nicht in Baden mit den Römischen disputieren wolle! Eine ganze Reihe von Schriften hat er allein zu dieser Selbstrechtfertigung verfaßt. Selbst wenn eine Anklage nicht seine Person betraf, neigte er dazu, sie zur Beschämung seiner Gegner zu verwerten. Als z. B. Luther sich scharf über Bucer beschwert hatte, benutzte Zwingli dies, um ihm in einer öffentlichen Schrift weitläufig nachzuweisen, daß er dabei „von der Gewalt seiner Leidenschaft sich habe fortreißen lassen, daß ihm etwas Menschliches passiert sei“ zc. (3, 466 ff.). Nun hat zwar Zwingli seinen Brief an Alber noch mehrmals erwähnt, doch ohne jemals auf jene Beschuldigung einzugehen. Endlich hat Alber, durch Zwinglis Darlegungen in Verwirrung geraten, sich an Melancthon gewandt, diesen um seine Ansicht bittend. Wann aber war dies? Hätte er im November 1524 den (geschriebenen) Brief Zwinglis erhalten, so würde er auch schon zu jener Zeit Melancthons Rat eingeholt haben. Nun ist leider sein Schreiben verloren gegangen. Wir besitzen nur Melancthons Antwort, und nur in einer undatierten Abschrift. Doch dürfte die Zeit der Abfassung sich annähernd bestimmen lassen. Melancthon schreibt nämlich in diesem Briefe auch über die Gebräuche, die Alber in Reutlingen geändert habe, und rät ihm, sie nicht wieder zu ändern, weil nunmehr die Stadt schon an sie gewöhnt sei. Es muß also schon eine längere Zeit seit Einführung der neuen kirchlichen Gebräuche verfloßen gewesen sein. Nun aber beschwert sich Erzherzog Ferdinand am 18. September 1524 darüber, daß „neuerlicher Zeit in Reutlingen deutsche Messe gelesen“ sei (Hartmann, M. Alber, S. 49). So ist wahrscheinlich, daß Alber nicht noch in demselben Jahre durch Zwinglis Brief beunruhigt wurde, sondern erst im folgenden Jahre durch den Druck des Briefes von dessen Existenz erfahren hat.

Auch der weitere Verlauf des Zwinglischen Kampfes gegen Luther zeugt von jener Unlauterkeit und List, zu der in der Welt die Schwachen im Streit mit den Stärkeren und in der Kirche die Irrlehrer im Kampf wider die Vertreter der Wahrheit ihre Zuflucht zu nehmen pflegen. Walther schreibt:

Nachdem Zwingli einmal mit seiner Abendmahlslehre an die Öffentlichkeit zu treten gewagt hatte, folgte Schuß auf Schuß gegen die auch von Luther behauptete Festung. Während Zwingli noch auf die geeignete Zeit zum Hervortreten wartete, hatte er drei und einen halben Monat hindurch aufs angestrengteste an seinem *Commentarius de vera et falsa religione* (3, 145 ff.) gearbeitet, der besonders zur Gewinnung der Gelehrten Frankreichs für seine Anschauungen bestimmt war und einen umfangreichen Abschnitt über das Abendmahl enthielt. Gleichzeitig mit dem Brief an Alber, im März 1525, verließ dieses Werk die Presse. Im August folgte das *Subsidium sive coronis de Eucharistia* (3, 326 ff.). Als Luther darauf nicht reagierte, sondern nur Bugenhagen in einer kleinen Schrift gegen diesen „neuen Irrtum bei dem Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi“ sich wandte, antwortete Zwingli zu Anfang Oktober mit der *Responsio ad Joannis Bugenhagii Pomerani epistolam* (3, 604 ff.). Unterdes war auch ein zweiter Gegner der bisherigen Abendmahlslehre auf den Plan getreten. Im September 1525 ging Skolampads ausführliche Schrift aus: *De genuina verborum Christi „hoc est corpus meum“*

iuxta vetustissimos authores expositione liber. Sie erregte die Gemüther vor allem in Schwaben. Bald beklagte sich eine Anzahl von evangelischen Predigern dieses Landes, daß er diese Schrift ihnen zugeeignet habe, ohne sie vorher auch nur davon zu benachrichtigen und ohne jemandem unter ihnen ein Exemplar zuzusenden. Konnte man diese Widmung anders verstehen, als daß sie im wesentlichen mit ihm übereinstimmten? Und doch standen sie ganz auf Luthers Seite und sahen in Skolampads Schrift „des Teufels List“, der „die Heilige Schrift umstürzen“ wolle. Und mußte nicht durch jene Widmung der beklagenswerte Streit mitten in die Gemeinden dieser schwäbischen Prediger hineingetragen werden? Und doch bedurften diese jungen evangelischen Gemeinden so dringend der Ruhe und des Vertrauens zu ihren Predigern. Anders wäre es noch gewesen, wenn Skolampads Schrift nur lateinisch erschienen wäre. Aber schon bald hatte er eine deutsche Übersetzung ausgehen lassen. Die Entsehung dieser Übersetzung freilich sollte ein Geheimnis bleiben. Denn manche, die der Zwinglischen Auffassung sympathisch gegenüberstanden, meinten doch, man dürfe diese wichtige Frage zunächst nur den Theologen, nicht aber dem Volk vorlegen, daher nur in lateinischer Sprache sie behandeln. Und nur dann, wenn man selbst hiernach versuhr, konnte man Luther deswegen tadeln, weil er durch seine deutschen Schriften das Volk in den Streit hineinziehe. Und doch wünschte Skolampad ebenso zu handeln. So ließ er denn seine Streitschrift durch Hezer, den späteren Wiedertäufer, ins Deutsche übertragen. Er nahm ihn dazu in sein Haus und half ihm bei der Arbeit. Doch schrieb er darüber an Zwingli: „Ich möchte aber nicht, daß es öffentlich bekannt werde, daß das Buch in meinem Hause übersetzt wird.“ Wohl an demselben Tage, an dem Zwingli diesen Brief erhielt, las er auch ein Schreiben, das Hezer an ihn richtete. Darin heißt es: „Ich übersehe jetzt mit Hilfe Skolampads, was dieser über den genuinen Sinn der Worte des Herrn geschrieben hat.“ Vermutlich wird es dem Lesenden doch aufgefallen sein, daß Skolampad zu schreiben vorgezogen hatte: „Hezer übersetzt mein Buch, was ich weder befohlen noch verhindert habe“ (7, 419 f.). In der von Hezer unterzeichneten Vorrede zu dieser Übersetzung lesen wir dann, er erwarte, „daß man über ihn schreiben und sagen werde, es wäre [mit dieser Schrift] genug gewesen in Latein, und Skolampad habe es [zu übersetzen] nicht geheißen, und ich habe ihm keinen Dienst daran getan“. Aber wenn es ein Unrecht sei, daß er es in deutscher Sprache ausgehen lasse, so möge man es ihm allein zuschreiben, nicht aber dem Skolampad. „Denn er hat's mich nicht geheißen. Ich hoffe, er werde es nicht auf mich zürnen. Es ist auch meine ernstliche und brüderliche Bitte an ihn, er wolle es also, wie sein eigener Brauch ist, in Sanftmut und in Gutem aufnehmen.“ Auch Zwingli verfaßte die erwähnten Schriften über seine neue Abendmahlslehre in lateinischer Sprache. Erst im Februar des folgenden Jahres (1526) wagte er es, eine neue Schrift in deutscher Sprache ausgehen zu lassen, „eine klare Unterrichtung vom Abendmahl“, auf dem Titel hervorhebend, daß er über diese Frage „vormals nie deutsch geschrieben“, hierzu aber jetzt genötigt sei „um der Einfältigen [Vaien] willen, damit sie nicht durch jemandes Spitzfindigkeit hintergangen werden könnten“. Die Herausgeber der Werke Zwinglis haben sich durch diese Worte verleiten lassen, in ihrer Vorrede zu dieser Schrift zu bemerken: „Zwingli hatte mit einer zu jener Zeit höchst seltenen Schonung sich gegen Luther und dessen Freunde erklärt. Auch hatte er bisher seine Schriften über die Abendmahlslehre lateinisch verfaßt. Aber alle schonende Vorsicht und Milde vermochte nicht zu hindern, daß Luther und seiner Schüler Bohn steigend heftiger über Zwingli und Skolampad sich ergossen. Es erschien eine Schrift nach der andern von Luther und seinen Gehilfen, worin Zwinglis Lehre vom Abendmahl als die verabscheuungswürdigste Kezerei verlästert war. Zwingli sah sich genötigt, nun seine Lehre auch in einer allgemein verständlichen, deutschen Schrift für das Volk darzustellen, da Luther seine Schriften gegen ihn und Skolampad auch deutsch schrieb und diesen in Zürich freier Verkauf gestattet war.“ Wer müßte danach nicht dem so schändlich von Luther angegriffenen Zwingli in seiner Notwehr das Recht zugesiehen, endlich auch einmal deutsch zu kämpfen? Es stehen dieser lebenswürdigen Darstellung nur zwei fatale und unleugbare Tatsachen im Wege. Erstens, wo sind die gegen Zwingli gerichteten, deutsch geschriebenen und in Zürich verkauften Schriften Luthers zu finden? Als Zwingli jene deutsche Schrift gegen Luther ausgehen ließ, hatte Luther noch keine einzige Schrift gegen Zwingli

oder Skolampad drucken lassen,¹⁾ weder in lateinischer noch in deutscher Sprache. Sodann, jene lateinischen Schriften Zwinglis über seine Abendmahlslehre hatten, als Zwingli jene deutsche Schrift verfaßte, schon dasselbe erfreuliche Mißgeschick erlebt wie die Schrift des Skolampad. Sie wurden alsbald nach ihrem Erscheinen auch in deutscher Sprache gedruckt. Nicht von Zwingli war die Übersetzung angefertigt, gewiß nicht; vielmehr von andern, die vermutlich auch „hofften, er werde nicht zürnen“. Jener auf das Abendmahl bezügliche Abschnitt des *Commentarius de vera et falsa religione* wurde „eilends durch drei treue Brüder in Deutsch gebracht, ob Gott will, zum Guten auch deutscher Nation“, und ist so noch in demselben Jahre 1525 wenigstens dreimal in Zürich gedruckt worden. Das ganze Werk erschien zu Zürich im folgenden Jahre (1526) in deutscher Sprache, durch Zwinglis intimen Freund, Leo Jud in Zürich, übersetzt. Das *Subsidium* wurde noch 1525 deutsch in Zürich gedruckt und wieder im folgenden Jahre; die Übersetzung war von einem andern Freunde Zwinglis angefertigt, von Georg Binder in Zürich. Die gegen Bugenhagen gerichtete Streitschrift erschien 1526 in deutscher Sprache; wann und von wem sie übersetzt ist, wissen wir noch nicht anzugeben.

Der heimliche wie öffentliche Kampf der Schweizer war somit gegen Luther nichts weniger als ein geistlicher mit den Waffen der Lauterkeit, Offenheit und Wahrheit. Aber dies hinderte nicht, daß viele verführt wurden und den Schweizern zufielen. „Der Jubel bei den Schweizern“ — sagt Walther — „war groß. Es schien sich zu erfüllen, was Zwingli am 23. Dezember 1525 geschrieben: ‚Der Sieg ist in unsern Händen, so sehr auch die Päpstlichen, die Eck, die Luther, die Bugenhagen wüthen mögen.‘“ Nur eins fehlte. Luther hatte noch nicht geredet. Walther: „Skolampad schrieb an Zwingli, er müsse Luther angreifen, ‚denn wenn dieser dagegen anbellt, so bellen sie alle mit; wenn er verstummt, so verstummen auch seine Anhänger.‘“ Aber es galt dabei, das gefürchtete odium eines öffentlichen Angriffs auf Luther zu umgehen und den Schein zu erzeugen, als ob Luther der Friedensstörer sei. Wie die Schweizer auch dies diplomatisch und schlau anzugreifen wußten, davon lesen wir bei Walther:

Luther, den man überwinden wollte, blieb in seinem Lager. Wohl rief er einmal den Gegnern zu, er fürchte sich nicht vor ihnen. Aber ihnen eine Schlacht zu liefern, hielt er nicht für notwendig. Er erklärte einem Freunde, er verachte ihren Angriff oder vielmehr überlasse die Zurückweisung desselben andern (Enders, Luthers Briefwechsel 5, 249). Die Gegner, dies natürlich nicht ahnend, erwarteten Tag für Tag eine Streitschrift von ihm, die ihnen die Gelegenheit zum Siege gab, warteten mit brennender Ungeduld. Es beweist eine sehr große Unbekanntschaft mit den Briefen, die sie untereinander wechselten, wenn man gemeint hat, sie seien widerwillig in den Kampf eingetreten, Luther habe sie dazu gezwungen. Niemals begegnet man bei ihnen dem Wunsch, er möge schweigen, immer wieder der Hoffnung, er werde sich bald hervorwagen, damit man ihn schlagen könne. Man berichtet es daher einander voll Freude, wenn das Gerücht von einer bevorstehenden Publikation Luthers erzählt hat. Man teilt es entzückt einander mit, wenn wieder einmal solche Hoffnung zuschanden geworden ist. Man zieht in Deutschland Erkundigungen ein, ob noch nicht bald etwas von Luther erscheinen werde. Skolampad schreibt an Studenten in Heidelberg, ihm sei bange, daß, wenn Luther etwas geschrieben hätte oder schreiben würde, ihm dasselbe nicht schnell genug zugesandt werde: „Ich bitte, wenn ein Exemplar vorliegt, sorgt dafür, daß wir es durch die Straßburger bekommen“. Man be-

1) Auch der Brief, den Luther im Januar 1526 als Antwort auf eine Anfrage der Reutlinger geschrieben, ist erst später gedruckt worden und nicht in Wittenberg, sondern in Süddeutschland, also nicht durch Luther zum Druck befördert.

reitet alles vor für dieses ersehnte Ereigniß. Als 3. B. der Prediger Jakob Strauß gegen Zwingli schreibt, bittet diesen Skolampad, die Widerlegung desselben andern zu überlassen und seine Kräfte für Wichtigeres aufzusparen, „daß abzuwarten, was Luther vorbringen werde“ (7, 743). Man erteilt Zwingli wichtige Ratschläge, mit welchen Waffen er am sichersten den Luther überwinden werde. Capito schreibt ihm, wie er erfahren, habe ihre friedliche Art der Behandlung (der Abendmahlsfrage) ungemein viel genützt. Daher rät er: „Luther ist zwar mit männlicher Festigkeit (virili praesentia) zu behandeln, doch, als wäre er ein Bruder (tamquam frater), wenn er gleich in seinem Zorn uns dem Satan übergibt. Aus Gottes Geist ist, was er zu gleicher Zeit von der Gnade, vom Gesetz, vom Evangelium u. dgl. lehrt, von dem Fleische aber, was er dagegen von seinem erbärmlichen Brote herausschöpf (desomachatur). Ein von Galle erregtes Gemüt — Besseres kann er nicht leisten. Daher scheint er mir mehr des Erbarmens als des Hasses würdig. So enthalte dich aller Gehässigkeiten, so [seiner Auseinandersetzung darüber], welchen Ursprung die Bauernaufrehrung gehabt haben, 2) seine unertragliche Arroganz u. dgl. Denn es kann nur nützlich sein, wenn du ihn wie einen Heilbaren (ceu sanabilem) behandelst“ (7, 552). Ein andermal rät Capito, Zwingli solle schon jetzt seine Schrift gegen Luther abfassen, dann aber sie zwei Monate liegen lassen: dann werde er selbst erkennen können, was er Bissiges im Affekt geschrieben habe, so werde er im Vorteil gegen Luther sein, der es nicht so mache, weil er in diesem Streite nur von Selbstliebe geleitet werde (7, 563). Ebenso Skolampad. Er schreibt an Zwingli: „Möge Luther durch seine Schmähungen und Grimassen siegen, siege du durch die Schrift und Würde und Sanftmut, damit der Geist eines jeden von euch allen durch Gott Gelehrten offenbar werde“ (8, 51). Und wieder Capito: „Erwarte Luther mit besserem Gemüte, als er selbst zuerst gezeigt hat. Versuche es ohne Krallen und Zähne: denn ich bereide nicht Luther um das Lob der Schmähsucht“ (8, 2).

Wenn danach diese Männer Liebe und Sanftmut gegen Luther auch deshalb angewandt wissen wollten, weil dadurch sie als die Friedfertigen und ruhig Urtheilenden, Luther aber im Gegensatz dazu als der von Leidenschaften Getriebene erscheinen konnte, so haben sie sich in ihrer Erwartung nicht getäuscht. So erhielt einer dieser Gegner Luthers, Bucer in Straßburg, einen Brief, worin es heißt: „Daß Luther nur ein Mensch sei, bezeugen überreichlich sein Schreien, seine Schmähungen, seine Streitsucht, seine Pöffen und derartige massenhafte Erkennungszeichen eines fehlbaren Menschen. Dagegen hat uns eure Sanftmut immer gefallen und wird uns immer gefallen. Durch sie habt ihr erreicht, daß, wenn uns anfangs eure Ansicht auch ziemlich hart erschien, wir sie doch aufmerksam prüften, um die Wahrheit zu erkennen, und so hat diese Sache täglich mehr und mehr unsere Zustimmung gefunden, so daß wir heute von nichts mehr überzeugt sind, als daß es Gewinn bringt, davon weiter zu hören“ (Hermingard, Correspondance I, 473). Es ist aber noch zu fragen, ob mit Recht die Liebe und Sanftmut der Gegner Luthers in diesem Streite eine so gewinnende Wirkung ausgeübt hat. Wenn sie von ihr auch einen derartigen Vorteil im Kampfe erwarteten, wie wir soeben hörten, so ist dies noch keineswegs ein Beweis davon, daß sie eine solche Milde nicht wirklich besaßen, sondern nur heuchlerischerweise zur Schau getragen hätten. Auch solche, die wahre christliche Liebe zu haben und zu bewahren ernstlich wünschen, können gegenseitiges Sichermahnen zu ihr wohl einmal mit dem Hinweis auf einen davon zu erwartenden Vorteil begründen. Und so hat man vielfach eben die „Schonung und Milde“ der Schweizer gepriesen und dem gegenüber den „scharfen, lieblosen Ton“ in Luthers gegen sie gerichteten Schriften beklagt. Diesen Ton aber anzuschlagen, hat Luther neben andern auch dies betwogen, daß nach seiner Überzeugung der Gegner gepriesene Liebe nur eine erheuchelte, ihre Sanftmut nur Taktik war, Blendwerk, Unwahrhaftigkeit. Gerade um gegen diese Unwahrheit für die Wahrhaftigkeit zu kämpfen, hat er von Sanftmut und Milde nichts wissen wollen. Seine Schärfe ist Tönderz. Sie ist die Folge seines grimmigen Hasses gegen alle diplomatischen Künste. Von dem an Luther gerichteten Briefe 3. B., welchen Zwingli mit seiner *Amica exegesis* ihm sandte, hat Luther den Eindruck bekommen, unter den freundlichsten Worten sei er voll Haß; *modestissime furit. saevit, minatur ac fremit, ut mihi videatur irrecuperabilis etiam manifesta veritate con-*

2) Zwingli erklärte Luther für den Verursacher des Bauernaufstandes.

victus (Enders a. a. O. 6, 45 f.). Hat Luther in dieser Beurteilung der Liebe und Sanftmut der Gegner sich getäuscht?

Wir fragen zuerst: War diesen Männern ein Ton der Polemik, wie sie ihn an Luther so tief beklagten, wirklich so von Herzen zuwider, wie man nach ihrem Trauern über Luthers Art annehmen mußte? Wie behandelten sie selbst solche evangelische „Brüder“, die ihre Abendmahlslehre gleich Luther bekämpften, aber nicht in so hohem und allgemeinem Ansehen standen wie dieser? Man beachte nur einmal, welch eine Mühe Zwingli sich gibt, um den schon erwähnten Jakob Strauß dem Spott seiner Leser preiszugeben! Er redet von dessen „unnützem Geschwätz“, woran man ermessen könne, „was für ein Kunde er sei“; es wäre „gut, er hätte keinen Buchstaben nie geschrieben“. „Die Rhetorik hat er ohne Zweifel nicht schmutzig gemacht“ [viel gebraucht]. „Es ist mir nicht viel ein größerer Prunkbübelwortemacher (κοιτογραφολόγιον), der anderthalbschühiger Worte mehr rede, vorgekommen als er.“ „Urteile nicht höher, [Strauß,] denn du verstehst, daß dir's nicht gehe wie dem Esel, der urteilte, der Ruduck fänge besser denn die Nachtigall!“ „Da hält sich Strauß, daß man sehen mag, daß er nicht ein Gaukler, sondern ein gauchfarber [narrenfarbiger] Strauß ist.“ „Das alesenzet Strauß so freventlich mit so offener Schmach der Wahrheit, daß mich schier dünkt, er sei nicht ein Strauß, sondern ein Ruduck“ 2c. (2, 2, S. 470 ff.). Dazu machen wir die auffallende Beobachtung, daß sie einander wohl oft zur Sanftmut ermahnen, doch einzig, wenn es sich um das Schreiben gegen Luther handelt. Sonst können sie wohl gar zu „scharfer Züchtigung“ eines lutherischen Gegners ermahnen. So rät Skolampad einmal in einem Satze dem Zwingli, er möge ein einziges Buch gegen Strauß und Luther schreiben, und zwar so, daß „du den Strauß scharf züchtigst und am Schluß des Buches freundlich auseinandersetzt, daß damit auch den Schriften des Martinus genug getan sei; denn diese sind leicht widerlegt, wenn gezeigt wird, wie sie beschaffen sind“ (7, 555). Als mache es ihm besondere Freude, daß man ihm die Kunst solcher Taktik zutraue, geht Zwingli auf diesen Rat ein. Er schreibt an Capito: „Jetzt [bei Widerlegung des Strauß] gebrauche ich meine Krallen; dann aber [bei Anfertigung der gegen Luther gerichteten Schrift, die er hier „Vorwürfe gegen Luther“, auf ihrem Titel aber „freundschaftliche Erklärung“ nannte] nichts als Freundlichkeit“ (7, 579). Als dann die Freunde gesehen, was Zwinglis Krallen angerichtet haben, sind sie im höchsten Grade befriedigt. „Die Apologie gegen Strauß lacht mich ungemein an“, schreibt Skolampad (8, 13); „dem Strauß hast du seine verdiente Strafe zuteil werden lassen; schön zugerichtet steht er nun da“, schreibt Capito (8, 16).

Die nahe liegende Annahme, daß ihre Milde Luther gegenüber nur Taktik war, wird durch das, was sie nach ihren vertraulichen Briefen über Luther dachten, nur bestätigt. Skolampad nennt ihn etwa das „sächsische Götzenbild“, „den Schriftthyrannen“, „jenen unseligen Menschen“, „der in seinem Wüten kein Ende finden kann“, „der in verächtlichster Weise wutschraubende Aussprüche gegen uns schleudert“ 2c. (7, 409. 490. 566 ff.). Capito redet von den „Wutausbrüchen des sächsischen Drestes“ (7, 572). Zwingli erklärte schon im April 1525, die lutherischen Gegner seiner Abendmahlslehre würden „von einem andern Geiste geführt“ als er; er sprach also dasselbe Urteil, das man Luther so oft verübelt hat, viel früher aus als dieser. Er erklärt das Festhalten der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi durch Luther — nur freilich so, daß er diesen Namen zu nennen vermeidet, doch auch so, daß jeder Leser wußte, von wem die Rede sei — für „Heuchelei“. „Die Angst und die Verzweiflung daran, den Sieg [über die papistische Anschauung] zu erringen, verleite ihn zu seiner falschen Lehre. Daher rührten seine erweichelte Erklärungen, man wolle ihm die heiligsten und klarsten Worte (Christi über das Abendmahl) entreißen.“ Luthers Hinweis auf Gottes Allmacht nennt er „einen monströsen Vorwand“. Er ist überzeugt, die von ihm vertretene Wahrheit, welcher Luther sich aus Menschenfurcht widersetze, werde alle, die ihr widerstreben, „dem allgemeinen Gespötte aussetzen“ (7, 390 f.). Er hielt also Luther hinsichtlich der Differenz, über die er eine „freundschaftliche Erklärung“ an ihn richtete, für einen Heuchler. So dürfte Luther in seiner Beurteilung und schroffen Zurückweisung der Liebe seiner Gegner nicht geirrt haben.

In Zürich ließ Leo Jud eine Schrift ausgehen, in der er mit seltsamer Unversorenheit behauptete: auch Luther stimme mit Zwingli und

nehme eine Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl nicht an. Der Zweck dieser heften Unwahrheit war natürlich der, Luther zum Angriff zu reizen, zu zwingen. Walther schreibt:

Als all jene gegen Luthers Abendmahlslehre gerichteten Schriften ihn nicht dazu bewegen konnten, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, und die Schweizer doch so verlangend auf eine Gelegenheit zu seiner Überwindung warteten, versuchten sie ein eigentümliches Mittel, um ihn zum Hervortreten zu zwingen. Ende April 1526 ließ Leo Jud in Zürich ein Buch ausgeben: „Des hochgelehrten Erasmi von Rotterdam und D. Luthers Meinung vom Nachtmahl unsers Herrn Jesu Christi.“ Darin heißt es, man bekümmere sich darüber, daß die beiden hochberühmten Männer Erasmus und Luther hinsichtlich des Abendmahls nicht „mit andern“ übereinstimmten. Aber vielleicht sei dies nur eine Verleumdung. Es dürften in Luthers Namen Bücher ausgegangen sein, die er gar nicht geschrieben habe. Denn nach andern Schriften von ihm sei es doch nicht zu bezweifeln, daß auch er eine Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl nicht annehme. Er lehre doch klar, die Messe sei kein Opfer; so sei doch auch gewiß, daß nach ihm „nicht Fleisch und Blut da seien“. Er nenne das Abendmahl wieder und wieder ein Sakrament; folglich halte er es nicht für Fleisch und Blut, weil Sakrament nur ein Zeichen eines heiligen Dinges sei, nicht aber das heilige Ding selbst. Dem widerspreche auch nicht, daß er an andern Stellen sage, man esse Christi Leib und Blut im Abendmahl. Dieses müsse man eben nach jenen klaren Aussprüchen von ihm als ein geistliches, durch den Glauben vermitteltes Essen verstehen. Offenbar seien die Wittenberger allesamt dieser Ansicht. Oder sollten sie doch einmal anders gelehrt haben, so sei anzunehmen, sie hätten ihren zeitweiligen Irrtum eingesehen und lehrten jetzt das Richtige. Solange freilich Erasmus und Luther das nicht offen herausgesagt hätten, würde die Welt nicht zur Ruhe kommen. Darum bäte er sie „um Gottes willen“, nicht länger zu schweigen. Nach dieser Inhaltsangabe dürfte unwiderprechlich sein, daß Leo Jud nicht sagen will, „Erasmus und Luther hätten vor Ausbruch des Sakramentsstreites ebenfalls nur eine geistliche Gegenwart und Nahrung Christi im Abendmahl gelehrt“. Wenn selbst Anders diese Ansicht wiederholt (Luthers Briefwechsel 5, 390), so ist wohl sicher anzunehmen, daß er nicht Gelegenheit fand, die so sehr seltene Schrift Leo Juds einzusehen, wie er ja auch „Weller, Repert. No. 3820“ zitiert. Will man ein vor und nach „Ausbruch des Sakramentsstreites“ bei Leo Jud unterschieden finden, so hat er gerade das Gegenteil von dem ausgesprochen, was man von ihm gesagt wähnt. Er behauptet ja nicht, daß Luther früher nur eine geistliche Nahrung gelehrt, sondern, daß er jedenfalls jetzt das nach schweizerischer Ansicht Richtige lehre, wenn er auch möglicherweise früher einmal in Irrtum befangen gewesen sein sollte. Wir können also den Inhalt dieser Schrift etwa so zusammenfassen: wenn Luther nicht gegen uns Schweizer schreibt, so hat die Welt das Recht anzunehmen, daß er völlig mit uns übereinstimmt. Aber hielt denn wirklich Leo Jud es für klar oder auch nur für wahrscheinlich oder auch nur für vielleicht doch möglich, daß Luther ähnlich wie die Schweizer über das Abendmahl denke? Die Züricher wußten auf das genaueste, wie Luther tatsächlich über sie und ihre Abendmahlslehre urteilte. Sie wußten, er „habe die Reutlinger schriftlich von einer Hinnigung zu ihnen abgemahnt“, er „habe Ungeheures gegen sie zu schreiben versprochen“, er sei „wütend“ gegen sie 2c. (7, 476. 478. 481). Dann aber ist klar genug, welches die Tendenz dieser Schrift war. Sie wollte nichts anderes als Luther zu dem von den Schweizern bisher vergebens ersuchten Hervortreten zwingen. Dann aber macht es auch einen nicht wohlthuenden Eindruck, wenn Leo Jud seine Verdrehung von Aussprüchen Luthers als von seiner „christlichen Liebe“, die alles „im besten verstehe“, eingeeben darstellt: „Obgleich vielleicht in etlichen Büchlein von Luther anderes geschrieben wäre, daß diesem widersagte, will ich dasselbe aus christlicher Liebe auch im besten verstehen geschehen sein.“

Leo Jud behauptet auch, daß nicht bloß Luther, sondern offenbar die Wittenberger **allesamt** der Zwinglischen Lehre vom Abendmahl zugehen seien. Und als Beweis dafür zitiert er eine Schrift Bugenhagens, zu der Luther und Melancthon die empfehlenden Vorreden geliefert

hatten. Die Stelle aber, auf die Leo Jud sich beruft, hatten die Schweizer selber eingeschwärzt. Diese Fälschung der Schrift Bugenhagens im Interesse der reformierten Abendmahlslehre beschreibt Walther, wie folgt:

Es handelt sich um die Psaltererklärung, die Bugenhagen in lateinischer Sprache hatte drucken lassen. Dieses Werk übersetzte Bucer in Straßburg ins Deutsche. Er selbst sagt darüber in der Vorrede, „um das Verständniß [der Heiligen Schrift] zu fördern, hätten ihn etliche gute Freunde dazu überredet, was Bugenhagen, Bischof und Leser der Heiligen Schrift zu Wittenberg, ein gelehrter und getreuer Diener Christi, über die Psalmen geschrieben, zu verdeutschen“. Zwingli erfuhr von der Absicht und suchte seinen Freund davon abzubringen (8, 35). Aber Capito entschuldigte ihn deswegen, in einem Brief an Zwingli erklärend, Bucer habe es nur getan, „um sich seinen Unterhalt zu verdienen“, und habe „viel Widerwillen dabei hinuntergeschluckt“ (7, 453). Zu dieser Arbeit hatte Bugenhagen, der damals noch nicht ahnte, daß Bucer zu jener Zeit „mit Händen und Füßen zu Zwinglis Abendmahlslehre übergegangen war“ (7, 375), ihm nicht nur mit Freunden die Erlaubnis erteilt, sondern auch geschrieben, er möge gern, wenn er es für gut halte, Änderungen an dem Werke vornehmen. Es scheint nämlich Bucer in dem Briefe, in dem er Bugenhagen ersuchte, ihm die Anfertigung der Übersetzung zu gestatten, auch darauf hingewiesen zu haben, daß die Erklärung, wenn sie in deutscher Sprache ausginge, wohl nicht buchstäblich übersetzt werden dürfe, sondern zu popularisieren sei; besonders müsse doch Luthers deutsche Übersetzung zugrunde gelegt und danach auch die Erklärung geändert werden. Darauf hatte Bugenhagen geantwortet, er möge „ordnen, dazu- und davontun, auch ändern nach dem, wie er es dem Laien nützlich achte“. Auch hatte er sein von ihm selbst schon mannigfach korrigiertes Handexemplar dem Bucer gesandt, damit dieser solche Verbesserungen aufnehmen könne. Fast schon ein halbes Jahr war dieser deutsche Psalmenkommentar im Buchhandel gewesen, als ein nach Wittenberg kommender Augsburger gelegentlich Bugenhagen darauf aufmerksam machte, daß in seinem Werke die schweizerische Abendmahlslehre vorgetragen sei. Dieser wurde starr vor Überraschung. Als aber jener fortfuhr zu berichten, daß man um deswillen annehme, „die ganze Wittenberger Schule denke ebenso“, fing er zu lachen an, indem er den Redenden für unklug hielt, und rief: „Was geht das die ganze Universität an, wenn der eine Pomeranus so denken und schreiben würde?“ Dann aber erinnerte er sich, daß er in der Widmung seines Buches an den sächsischen Kurfürsten erklärt hatte, er habe, was er in diesem Buche schreibe, an der Universität gelehrt, und daß sowohl Luther wie Melancthon dem Leser alles darin Vorgetragene warm empfohlen hätten. Luther z. B. hatte erklärt, er habe selbst den Psalter bearbeiten wollen, aber nach dem Erscheinen von Bugenhagens Erklärung „dürfe der Leser seines Psalters nicht mehr warten“, sondern möge „mit ihm sich freuen und Christo Dank sagen“. So hatten freilich die nicht unrecht, die eine in diesem Werke vorgetragene Abendmahlslehre für die von den Reformatoren in Wittenberg angenommene ansahen. Und es war in der That die, gegen die Bugenhagen schon die oben erwähnte Streitschrift veröffentlicht hatte! So mußte also die Welt annehmen, er sei mit den andern Wittenbergern durch Zwingli zur Erkenntnis seines früheren Irrtums gekommen.

Um die schweizerische Abendmahlslehre in dieses Buch hineinzubringen, hat es seiner Korrektur des ursprünglich von Bugenhagen Geschriebenen bedurft. Denn damals, als dieser sein Werk verfaßte, hatte er noch nichts von jener Lehre gewußt, daher auch nirgends gegen sie polemisiert. So genügte die Einfügung eines neuen Abschnittes. Zu Psalm 111, 5 war ein solcher eingeschoben, zur Erklärung der Worte: „Er hat ein gedächtniß gemacht seiner Wunder, er hat Speise geben denen, so ihn fürchten.“ Auch Bugenhagen hatte dabei das heilige Abendmahl erwähnt: „Sie deuten dieses auf das Sakrament der Eucharistie, welches Christus uns hinterlassen hat zum Gedächtnis all dessen, was er für uns getan hat, besonders seines Todes, da er sprach: ‚Das tut zu meinem Gedächtnis‘, weil folgt: ‚Er hat denen, die ihn fürchten, eine Speise gegeben.‘ Andern nämlich hat er diese Speise nicht gegeben; empfangen sie diese, so empfangen sie zu ihrer Verdammnis, was ihnen nicht gegeben ist. Und was hinzugefügt wird, zielt auf dasselbe: ‚Er wird in Ewigkeit seines Testaments gedenken‘, das heißt,

dessen, was wir die Eucharistie nennen, von der er gesagt hat: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut.“ Dies alles ist richtig und verdient unsere Zustimmung, wenn wir die Augen nicht auf das äußerliche Sakrament richten, sondern auf den Glauben an das Sakrament, das heißt, auf die Sache selbst dieses Gedächtnisses und Testaments.“ Wie man sieht, sagten diese Worte nichts aus, was nicht auch ein Anhänger Zwinglis hätte acceptieren können. Bucers Überzeugung aber hatte diesen Passus zu einer langen Darlegung der Zwinglischen Abendmahlslehre umgearbeitet. Diese beginnt: „Solchen Glauben zu bekennen und so herrlicher Gedächtnis Dank zu sagen, hat Christus auch hinter ihm gelassen die Weise und Ceremonie, das Brot zu brechen und den Kelch unter uns zu teilen; dabei wir bedenken sollen und ihm das dank sagen, daß er seinen Leib und Blut uns zur Erlösung hingegeben hat; das dann mit ihm bringt die Verbrüderung mit allen, die solches Glaubens Genossen sind.“ Weiter lesen wir u. a.: „Das Brot brechen und Kelch unter uns teilen ist nichts denn eine äußerliche Gebärde, wie auch der Wassertauf, dabei wir unsern Glauben also erbauen und verjähren [bekennen] sollen, damit wir solches geistlich nießen und zu unserer Seligkeit inwendig gespeiset werden. Mögen wir das tun, so essen wir für und für den Leib Christi und trinken sein Blut: wo nicht, ob wir schon alle Stund' das Brot des Herrn und den Kelch der Benediehung nießen, werden wir nichts denn unsere Verdammnis nießen. So weit ist's davon, daß wir den heilsamen Leib und Blut Christi nießen. Fleischlich nießen mag nicht nützen, darum alles Disputieren oder Predigen von fleischlicher Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Brot gebührt keinem Evangelischen, der ein Diener des Geistes sein soll und nichts lehren, denn das uns fromm macht. Das tut nun nicht das Sakrament-Empfangen, noch viel weniger das Anbeten des Brots und Kelchs, sondern allein, daß wir bedenken, glauben und dank sagen, daß Christus für uns gestorben ist.“ Es folgt dann eine lange Polemik gegen das „Anbeten des Brots“, das bekanntlich von Luther in seiner Schrift „Vom Anbeten des Sakraments“ 1523 in Schutz genommen war, und zwar in der Weise, daß eben Luthers Argumente widerlegt werden: „So laßt uns das papistische Anbeten den Papisten befehlen.“ Das Ganze schließt mit den Worten: „Dies hab' ich also wollen hie sagen . . ., damit ein jeder wüßte, nicht das Leibliche für das Geistliche zu setzen; das Fleisch ist kein nütze, die Worte Gottes sind das Leben und der Geist.“ Fast möchte man sich wundern, daß Bucer so echt Zwinglisch geschrieben, daß er nicht, wie er doch sonst wohl tat, daneben etwas von einem wirklichen, wenngleich nur geistlichen, Empfangen des Leibes und Blutes Christi gesagt hat. Und freilich dürfte jener ganze Abschnitt gar nicht von ihm herrühren. Denn als er später erfuhr, wie aufgebracht Bugenhagen über sein Verfahren sei, schrieb er an Zwingli: „Zage dem Pellikan, wenn man mich selbst zur Verantwortung ziehen werde, so müßte ich den Urheber dieser meiner Sünde angeben“ (7, 521). Es muß also Pellikan in Basel der Schuldige gewesen sein. Das fragliche Werk wurde nämlich in Basel gedruckt, und so wird wenigstens die erste Korrektur auch in Basel besorgt worden sein. Pellikan aber hat auch sonst, wenn ein anderswo wohnender, befreundeter Autor in Basel drucken ließ, die Korrektur übernommen. Auch spricht er in seinem Tagebuch selbst es aus, daß er an der Herstellung des fraglichen Buches beteiligt gewesen sei, indem er schreibt, er habe „dabei geholfen und die Inhaltsverzeichnisse angefertigt“. (Das Chronikon des Konrad Pellikan, herausgegeben von B. Riggenbach, 1877, S. 78.) So dürfen wir wohl annehmen, daß er — noch früher als Skolampad ein begeisterter Anhänger der Zwinglischen Abendmahlslehre — es war, der jenen bösen Abschnitt einfügte. Doch aber muß auch Bucer mitschuldig gewesen sein. Sei es nun, daß Pellikan deswegen bei ihm angefragt, sei es, daß Bucer den betreffenden Bogen vor dem Abdruck zum Zweck einer letzten Revision erhalten hat, jedenfalls hat er dieses besondere Vorgehen verhindern können. Denn sein Freund Capito in Straßburg hat ihn dringend vor solchem Verfahren gewarnt, hat ihm geraten, anstatt dessen seine von Bugenhagens Lehre abweichende Ansicht über das Abendmahl separat vorzutragen, hat gegen Bucers Selbstverteidigung, daß ja Bugenhagen ihm volle Freiheit an dem Werke zu ändern erteilt habe, geltend gemacht, dies sei nur eine rhetorische Redewendung, die mit der gleichen Höflichkeit zu erwidern gewesen wäre, daß nämlich Bucer hätte antworten sollen: „Ich bin viel zu ungelehrt, als daß ich auch nur ein Jota an deiner Arbeit zu ändern wagte“ (7, 543).

Deutlicher noch als diese grobe Fälschung selber aber verrät die Art und Weise, wie Zwingli und Bucer diese Fälschung zu rechtfertigen suchten, die jesuitische, gemeine, verlogene Gesinnung der Schweizer. Walther schreibt:

Als Luther später den Bucer auch wegen dieser Fälschung des Bugenhagenschen Psalters zur Rede stellte, hat Zwingli in Schutz zu nehmen gesucht, was seine Freunde getan. In der amica exegesis geht er weitläufig auf dieses Vorkommnis ein. Aber — er erklärt, nicht selbst gesehen zu haben, was Bucer hinzugefügt habe. Dadurch wird ihm möglich, auch zu schreiben: „Wenn Du Dich so hoch über die von Bucer in Bugenhagens Psalter vorgenommenen Fälschungen beschwerst, so will ich dies weder loben noch tadeln, da ich es nicht selbst gesehen habe. Aber soviel ich von andern höre, hat er das von ihm Herrührende hinreichend von dem durch Bugenhagen Geschriebenen unterschieden.“ Deshalb fügt er die Ermahnung hinzu, Luther möge sein „bitteres Geschrei“ einstellen (3, 469 f.). Natürlich lasen Zwinglis Anhänger nicht so leicht Bugenhagens Psalter. So war also Bucer vor ihnen gerechtfertigt mit dieser Angabe, daß die, welche das Buch gesehen, aus sagten, Bucer habe das darin von ihm Herrührende hinreichend unterschieden von dem, was von Bugenhagen herstamme. Tatsächlich aber war eine solche Unterscheidung auf keinem andern Wege zu erzielen, als wenn man die deutsche Übersetzung Bucers Satz für Satz mit dem lateinischen Original verglich. Daher hat auch Bucer selbst, als er sich gegen Bugenhagen rechtfertigte, nicht gewagt, jene Zwinglische Behauptung von der „hinreichenden Unterscheidung“ zu wiederholen. Er hat sich aber wieder auf die von Bugenhagen ihm erteilte Erlaubnis, Änderungen vorzunehmen, berufen und behauptet, danach würde er sogar berechtigt gewesen sein, „sogar vieles von Deiner Ansicht Abweichende in das Buch hineinzusetzen“. Niemand aber könne das, was er eingefügt habe, als Meinung Bugenhagens auffassen; denn er (Bucer) habe in seinem Vorwort Bugenhagens Erlaubnis angeführt und ausdrücklich ausgesprochen, daß er davon Gebrauch gemacht habe. Aber auch dies entspricht nicht der Wahrheit. Vielmehr mußte jene Stelle der Bucerschen Vorrede jeden Leser zu der Überzeugung verleiten, daß in dem Buche das Vorkommen einer Abweichung von Bugenhagens jetzigen Ansichten absolut unmöglich sei. Denn so lesen wir in dem Vorwort: „Nun ist in diesem meine Arbeit gewesen, daß ich, was Pomeranus zur Erklärung der Psalmen, wie sie dazumal in das Latein verdolmetscht waren, geschrieben hat, auf den verdeutschten Psalter, den wir nun durch den D. M. Luther viel klarer und verständlicher haben, denn keine andere Sprache, geordnet habe. Darum sich niemand verwundern soll, ob er's nicht alles hier findet im Deutschen, wie er's im Latein liest. Erstlich hat Joannes Pomeranus selbst viel geändert und gebessert, wie er mir des ein Exemplar, mit seiner Hand corrigiert und gebessert, zugeschickt hat. In dem hat er mir Gewalt gegeben zu ordnen, zu und von zu tun, auch zu ändern, nachdem ich's dem Latein nützlich achten möchte. Deshalb er mir zugeschrieben hat unter andern [es folgt die bekannte Erlaubnis]. . . . Dieser Wort' hab' ich mich also gehalten, daß ich nichts ausgelassen, das er im Latein, zu rechtem, natürlichem Verstand der Psalmen dienlich, geschrieben hat, ob ich's wohl in andere Ordnung gerichtet habe, wie es dem Latein, als ich hoffe, soll zu verstehen am bequemlichsten sein.“

Wenn nun ein Leser die Riesenarbeit nicht scheute, die deutsche Ausgabe mit der lateinischen zu vergleichen, und dabei jenen neuen Abschnitt im 111. Psalm entdeckte, so blieb ihm nur eine Annahme möglich, die, daß diese sachliche Änderung nicht von Bucer herrühren könne, sondern zu den „Verbesserungen“ gehöre, die Bugenhagen selbst in dem an Bucer gesandten Exemplar vorgenommen habe, daß also Bugenhagen jetzt anders über das Abendmahl denke als früher. So hatte also in der Tat Leo Jud das formale Recht zu der Behauptung, Bugenhagen habe in seinem Psalter „klar und lauter geschrieben, der Leichnam und Blut Christi möge nicht denn geistlich und im Glauben genossen werden“; hatte auch das Recht, daraus zu folgern, daß „alle Wittenberger“ über das Abendmahl jetzt ebenso dächten wie Zwingli. Ob aber Leo Jud wirklich glaubte, was er schrieb, glaubte, daß „Bugenhagen in seinem Psalter so geschrieben“ habe, ist zum wenigsten schwer vorstellbar. Sollte ein so bitterer Gegner der Wittenberger ein so umfangreiches, 468 Foliosseiten enthaltendes Werk des von Zwingli in seiner Ad J. Bugenhagii Pom. epistolam responsio als so unbedeutend

und aufgeblasen geschilderten Bugenhagen selbst durchstudiert haben? Zumal da er, wie der Titel seiner Schrift lehrt, nur von Luther und Erasmus hatte handeln wollen, also den Bugenhagen ursprünglich gar nicht berücksichtigen wollte; wie er denn auch, obwohl er die Angabe über diesen einschob, doch nicht auch diesen, sondern eben nur jene beiden aufforderte, öffentlich sich zu erklären, wenn er ihnen aus christlicher Liebe unrecht getan habe. Ist es denkbar, daß wohl Bucer, Capito, Bellitin und Zwingli miteinander über diese Eintragung der schweizerischen Abendmahllehre in Bugenhagens Werk verhandelten, nur der ihnen allen so nahe stehende Leo Jud nichts davon erfahren habe? Es ist unmöglich.

Welches Urtheil man heute über ein derartiges Vorgehen, wie Bucer und Leo Jud es nicht verschmäht haben, fällen muß, kann nicht zweifelhaft sein. Aber diese beiden haben nicht allein nie zugegeben, daß sie anders als völlig untadelig gehandelt, sondern Bucer hat auch die schwersten Anklagen öffentlich gegen Luther und Bugenhagen erhoben, weil diese gegen sein Verfahren aufs schärfste protestiert haben. Er kann seine „Satisfactio ad Pomeranum de versione Psalterii“ mit den Worten schließen: „Gott möge dir verzeihen! Denn du hast nicht gewußt, was du tatest!“ Was für eine Sünde hatte denn der unglückliche Bugenhagen begangen? Er hatte — so hält Bucer ihm vor — in der Meinung, ihm sei Unrecht geschehen, hiergegen öffentlich Verwahrung eingelegt, während seine Pflicht gewesen wäre, den vermeintlichen Beleidiger erst privatim zu ermahnen! Hätte er dies getan, so würde Bucer ihn durch eine Selbstrechtfertigung völlig zufrieden gestellt haben! Und doch, mit welchen Sophismen operiert Bucer, um seine völlige Unschuld zu beweisen! Er führt Bugenhagens Erlaubnis, Änderungen vorzunehmen, wörtlich an: „Alles soll Dir hierdurch von mir erlaubt sein, was Dir für unsere Deutschen nützlich erscheint“, und fährt fort, danach habe er vollkommen Recht dazu gehabt, jenen Abschnitt über das Abendmahl einzufügen, denn er habe gehofft, damit den Deutschen zu nützen! Als wenn er wirklich nicht begriffen hätte, was für einen Sinn das „nützlich für unsere Deutschen“ einzig haben könne, daß es sich allein um Änderungen gehandelt, die durch Umgiehung des für Gelehrte in lateinischer Sprache verfaßten Werkes in ein populäres deutsches Buch notwendig wurden! Oder er schreibt, nach seiner Meinung widerspräche das von ihm über das Abendmahl Eingeschobene gar nicht dem, was Bugenhagen über dieses gelehrt habe; und doch auch meint er, nachdem Bugenhagen jene Schrift „Gegen den neuen Irrtum vom Sakrament“ geschrieben, könne ja jeder Leser sehen, daß jener Abschnitt in seinem deutschen Psalter nicht von Bugenhagen herühre! Als ob dieser Psalter nur solche Leser finden konnte, die auch jene Streitschrift Bugenhagens studiert hatten, und als ob nicht die, welche diese beiden Arbeiten lasen, überzeugt sein mußten, Bugenhagen habe die früher vorgetragene Anschauung nunmehr geändert!

Noch unglaublicher ist die Weise, wie Zwingli seine Freunde Bucer und Leo Jud öffentlich verteidigt. Was sie getan, das haben sie allein — aus Liebe getan: „amantes et studiosi nominis vestri hoc fecerunt!“ „Sie haben euch die Arme und den Schoß entgegengebreitet, um euch im Fallen aufzufangen. Sie wollten euch einen Weg bahnen, auf dem ihr eiligst fliehen oder diese günstige Gelegenheit, euch zu verstellen (dissimulandi occasionem), ergreifen könntet. Denn sie sahen, daß von vielen noch nicht erkannt wurde, um was es sich eigentlich handelte“ (3, 470). Sie sollen also gehofft haben, Luther und Bugenhagen würden auf diese Kriegsklist mit Freuden eingehen, würden glücklich sein, daß ihnen durch jenes Verfahren, das sie schon als Anhänger der schweizerischen Abendmahllehre hinstellte, die Schande eines öffentlichen Widerrufs ihrer früheren falschen Anschauung erspart worden sei; sie würden nun ebenfalls dissimulieren, als wären sie immer gut Zwinglisch gesinnt gewesen.

Mit Recht wundert sich Walther, daß Luther nach diesen Vorkommnissen sich überhaupt noch mit Zwingli und Bucer abgab und zu Gesprächen über brüderliche Vereinigung herbeiließ. Und diese Verwunderung steigt, wenn man bedenkt, wie die Gegner mit Luthers eigenen Schriften umgingen, um der Zwinglischen Abendmahllehre Vorschub zu leisten. In den Schmalkaldischen Artikeln schreibt Luther: „Denn was

soll ich sagen? Wie soll ich klagen? Ich bin noch im Leben, schreibe, predige und lese täglich, noch finden sich solche giftige Leute, nicht allein unter den Widersachern, sondern auch falsche Brüder, die unsers Teils sein wollen, die sich unterstehen, meine Schrift und Lehre stracks wider mich zu führen, lassen mich zusehen und zuhören, ob sie wohl wissen, daß ich anders lehre, und wollen ihre Gift mit meiner Arbeit schmücken und die armen Leute unter meinem Namen verführen. Was will doch immermehr nach meinem Tode werden? Ja, ich sollte billig alles verantworten, weil ich noch lebe. Ja wiederum, wie kann ich allein alle Mäuler des Teufels stopfen? sonderlich denen (wie sie alle vergiftet sind), die nicht hören noch merken wollen, was wir schreiben, sondern allein an dem sich üben mit allem Fleiß, wie sie unsere Wort' in allen Buchstaben aufs schändlichst' verkehren und verderben mögen. Solchen lasse ich den Teufel antworten oder zuletzt Gottes Zorn, wie sie verdienen.“ Wie allerdings die zwinglischen falsi fratres auch davor nicht zurückscheuten, Luthers Schriften zu benutzen, um Luther und seine Sakramentslehre zu bekämpfen und Zwingli und seine Irrlehre zu verteidigen, davon schreibt Walther also:

Damit Luthers Predigten auch im Auslande verbreitet werden könnten, hatte der Buchhändler Herwagen in Hagenau Luthers Kirchenpostille durch Bucer ins Lateinische übersetzen lassen. Während dieser damit beschäftigt war, wurde er aus einem Schüler Luthers zu einem Anhänger Zwinglis. Doch bedurfte er des Honorars für die übernommene Arbeit, führte deshalb diese zu Ende, trotzdem Zwingli ihn bat, davon abzustehen (8, 35). Vielleicht aber war es diese Abmahnung, was ihn dazu bewog, den letzten der vier Bände dieser lateinischen Postille nicht ohne eine Verwahrung dagegen, daß er in allen Stücken mit Luther übereinstimme, ausgeben zu lassen. So fügte er dem von Luther Gesagten eine direkte Kritik bei. Und zwar in dreifacher Weise. Bei einigen Stellen schob er Anmerkungen ein, entweder nur vor Luthers Erklärung warnend oder dieselbe auch berichtigend. Wenn etwa Luther geschrieben hatte, Gott habe die Heiligen immer durch das äußerliche Wort und Zeichen zur Seligkeit geführt, so setzte er hinzu: „Diese ganze Abhandlung über die Sinnbilder lies, christlicher Leser, mit eigenem Urteil, denn ein Christ darf auf keines Menschen Wort schwören.“ Oder zu der Behauptung Luthers: „Es gibt keine Taufe, welche nicht das Heil bringt“, hatte er bemerkt: „Er redet von derjenigen Taufe, welche Geistes- und Wassertaufe zumal ist, wie beides zumal ist, wo jemand in Christo getauft wird. Wenn sonst jemand die Abwaschung erhält (ablutionem impertit), so verleiht sie das Heil nicht, wie er selbst vorhin gesagt hat.“ Sodann lieferte Bucer einen längeren „Brief an den christlichen Leser“, in dem er gegen drei Ausführungen in Luthers Predigt über die Septuagesimä-Epistel, 1 Kor. 9, 24—10, 5, polemisierte. Die Tendenz war dabei, die schweizerische Anschauung von den Sakramenten zu stützen. Luther hatte die allen durch die Wüste ziehenden Juden gemeinsame geistliche Speise und Trank als den von Gott „durch seine Worte und Zeichen allen gegebenen [nur nicht von allen angenommenen] Geist und Glauben“ verstanden. Dies weist Bucer zurück. Vielmehr soll die Speise des Mannas und das Wasser aus dem Felsen selbst eine geistliche Speise und Trank genannt sein, weil sie „Christum, Gottes Güte, darstellten“; „denen aber, welchen der Glaube fehlte, waren sie ebensowenig geistlich, wie uns unsere Taufe und Eucharistie, wenn der Glaube fehlt“. Damit war denn freilich schon gegeben, die Worte „der Fels aber war Christus“ so zu erklären: „Jener geistliche Fels, das heißt, welcher durch ein Wunder dem Volk Wasser gab, war Christus, das heißt, ein Abbild Christi.“ Eben diese Erklärung hatte Luther in seiner Predigt bekämpft. Nun bekämpfte Bucer Luthers Erklärung: „Sicherlich war nicht Christus der geistliche Fels, von dem alle tranken; denn wer von ihm trinkt, den wird nicht dürsten in Ewigkeit; an ihrer vielen aber fand Gott kein Gefallen.“

Diese ganze Widerlegung Luthers durch Bucer erhält noch ein eigenthümliches Gepräge durch die Art, wie dieser sie als sittlich erlaubt zu rechtfertigen sucht. Die Frage, um die es sich hierbei einzig handelt, ist ja die, ob ein Übersetzer das Recht hat, das Werk eines noch lebenden Schriftstellers, der ihm die Erlaubnis zur Übersetzung dieses Werkes erteilt hat, in eben dieser Übersetzung anzugeben. Die Antwort auf diese Frage wird nicht zweifelhaft, nicht anders als vernünftig sein können. Diese Frage aber weiß Bucer tünsvoll zu verdecken, indem er anstatt ihrer eine andere aufwirft und in der Weise beantwortet, daß er jene erste behandelt zu haben scheint. Er fragt, ob er auch berechtigt sei, derartig gegen Luther zu polemisieren, und wendet dies dahin, ob der Übersetzer und die Leser eine von der Ansicht Luthers abweichende Meinung haben und aussprechen dürften. Die Antwort auf diese Frage konnte freilich ebenjowenig zweifelhaft, nicht anders als besahend sein. Und indem Bucer dieses Recht nicht allein für sich selbst, sondern auch für die Leser mit Emphase in Anspruch nimmt, bewirkt er, daß diese mit persönlichem Interesse seinen Ausführungen folgen und schon, um das Recht eigener Meinung zu behaupten, ihm zuzufallen geneigt sein mußten. Bekanntlich aber enthält schon die Darlegung, daß man nicht verpflichtet sei, einem Gegner gegenüber auf das Recht der Prüfung seiner Anschauungen zu verzichten, eine Verdächtigung des Gegners. Denn sie hat nur dann überhaupt einen Sinn, wenn man dem Gegner zutraut, er verlange blinde Unterwerfung. Und freilich war Bucer der Meinung, Luther wolle „das Urtheil in der Kirche sich und den Seinigen allein anmaßen, wolle sich zum Herrn über den Glauben machen“ (7, 523). Daß er dies, worüber er Freunden gegenüber sich bitter beschwerte, in dieser Übersetzung eines Werkes Luthers nicht geradezu aussprechen mag, ist selbstverständlich nicht zu tadeln. Um so mehr aber, daß er es in einer solchen Form ausspricht, die das Gegentheil zu besagen scheint, also ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen unmöglich macht. Er schreibt: „weil die Güte Gottes uns durch Luther im vollsten Sinne Großes geschenkt habe, so sei seine Autorität allen Frommen mit Recht sakrosanct“. „Mit bestem Glauben habe Luther diese Erklärung für die Kirche geschrieben, keineswegs aber wolle er verwehren, daß sie nach der Regel des Glaubens geprüft werde; noch sei er so insolent zu meinen, ihm könne nicht etwas Menschliches widerfahren.“ „Ich beschwöre dich, christlicher Leser, weil Pauli Geis ist, daß, wenn der eine und andere weisagt, die übrigen es beurteilen sollen, daß du diese meine Erklärung zugleich mit der Luthers an den Worten Pauli prüfst unter Anrufung des Geistes Christi, daß er dich sein Wort nicht lassen unrichtig verstehen, und dann folge dem, was er geben wird. Ich zweifle nicht, Luther wird es nicht übelnehmen, daß ich diese meine Ansichten hinzugefügt habe, da Paulus allen die Fähigkeit zu weisagen zuspricht, 1 Kor. 14. Denn ich behaupte nichts, sondern ermahne nur; ich will, daß man nur dem folge, was man sicher als Gottes, nicht Menschenwort erkannt hat. Sollte ich aber einigen als Thersites vorkommen, der den Nestor, oder als das Schwein, das die Minerva ermahnt — wie es solche gibt, welche die Autorität Luthers viel höher geachtet haben wollen, als er selbst wünscht, und dem Christentum, in dem allein Christus der Meister sein muß, nützlich ist —, so mögen sie daran denken, daß Gott die Person nicht ansieht und daß Weissagungen nicht zu verachten, aber zu prüfen sind. Der Geist redet in Paulus: ‚Ihr könnt alle weisagen.‘ Wer will dem widersprechen? Kein vernünftiger Mensch wird von Luther behaupten, was er selbst nicht anerkennen würde, daß er genau den richtigen Sinn aller Schriftstellen erkannt und niemals geträumt habe (hallucinationum).“ So benutzte Bucer Luthers Werk, um ihm eine (vermeintliche) „Insolenz“ vorzuhalten und die Leser zu einem nicht vertrauensvollen Lesen der Schriften Luthers zu bewegen, damit sie von dem Fehler befreit würden, in den er Luther selbst geraten wähnte, von dem Fehler, Luther anstatt Christum zum Meister in der Kirche zu machen. Hätte er den Mut und den Mangel an diplomatischer Schlaueit befaßt, dies offen auszusprechen, so würde Luther höchstwahrscheinlich nicht einmal sich geärgert haben. Nun er es aber in dieser verdeckten Weise aussprach, fühlte Luther den Zorn des Abscheus. — Wie Bucer die Leser dieser lateinischen Postille Luthers von einer übertriebenen Hochachtung gegen Luther zu heilen sucht, so auch unternimmt er in diesem Werke Luthers, sie zu gebührender Hochachtung vor den schweizerischen Reformatoren anzuleiten, die — wie er selbst wußte — Luther für irrende Schwärmer ansah. Schon in diesem „Briefe“ ermahnt er die Leser, des Skolampad gegen die lutherische

Abendmahlslehre gerichtete größere Schrift „Apologetica“ zu lesen, und versichert sie kühn: „Es leugnet wahrlich dieser ausgezeichnete Knecht Christi nicht, daß das Brod des Abendmahls für die Frommen, denen es allein bestimmt ist, der Leib Christi sei“, ebenso in dem umfangreichen Dedikationschreiben, mit dem er seine Arbeit „den unsers Herrn Jesu Christi Herrlichkeit erkennenden Brüdern in Italien“ widmet.

Dieses nach Vollendung des ganzen Werkes vorgedruckte Vorwort ist datiert vom 27. Juli. Schon am 9. Juli hatte Bucer an Zwingli geschrieben: „Auf mir lastet nun nicht geringere Indignation der Wittenberger als vielleicht auf dir. Vor allem ist mir übel gnädig und droht mir ungeheurer Pomeranus, dessen Psalter ich durch Wahrheit verunreinigt habe. Er hatte gegen mich schreiben wollen; aber der Hercules selbst hat beschlossen, gegen alle Ungeheuer auf einmal zu kämpfen. Andere erzählen, er habe, nachdem wir so undankbar sind und von ihm Abweichende so hoch verehren, in seinem Unwillen gesagt, er wolle noch einmal siegen und dann nichts wieder schreiben. O Fleisch! O Satan, was für Arbeit bereitest du uns! Wir müssen fortfahren in der Behauptung der Ehre Gottes und werden jene Arroganz zu nichte werden sehen.“ So wußte er also, als er jenes Vorwort schrieb, schon sehr wohl, daß man die Eintragung seiner Abendmahlslehre in eine Wittenberger Schrift für ein schweres Unrecht, für eine den Wittenbergern angetane Schmach hielt. Wie sehr also widerspricht die herkömmliche Darstellung dieser Vorgänge dem Tatbestand, wenn etwa Baum (Capito und Bucer, S. 366, und nach ihm Enders, Luthers Briefwechsel 5, S. 383) schreibt: „Es verlautete [von Wittenberg her] keine Klage. Bucer fuhr daher, ohne etwas zu ahnen, in der Übersetzung der Postille fort. Den vierten Teil hatte er den italienischen Brüdern durch eine Vorrede zugeeignet (17. [irrtümlich anstatt „27.“] Juli 1526), in welcher er die Summe des christlichen Glaubens zusammenfaßte und natürlicherweise auch von dem heiligen Abendmahl nach Straßburger Ansicht redete.“ Vielmehr verfaßte Bucer dieses Vorwort, jedenfalls nach dem, vielleicht auch weil er wußte, daß eine Verbreitung Zwinglischer Anschauungen durch Werke, die unter dem Namen von Wittenbergern ausgingen, diese mit großem Unwillen erfüllte; verfaßte es in der Stimmung, die aus seinen soeben zitierten Worten spricht, also mit der Absicht, die Ehre Gottes gegen das Fleisch, den Satan und die Arroganz der Wittenberger zu behaupten. Aber freilich, der Ton seines Vorwortes ist ein ganz anderer, als man hiernach erwarten sollte. Nicht die leiseste Spur von Zorn! Nichts als vollendete Liebe, Geduld, Sanftmut! Welch ein Gegensatz, diese bescheidene, von brüderlicher Liebe getragene Darlegung des eigenen Standpunktes und daneben das arrogante, den Gegner einfach verdammende Kämpfen Luthers! Wenn irgendetwas gegen Luther einnehmen und der von Bucer und seinen Freunden gehegten Überzeugung die Herzen gewinnen konnte, so war es diese wahrhaft hinreißende Milde, mit der diese Gottesmänner über die in Frage stehende Verschiedenheit der Ansichten und über Luthers nicht erfreuliche Kampfesart urteilten. Sie können diese, trotzdem gerade sie so bitter darunter leiden, sogar noch entschuldigen, ja zum besten zu kehren sich bemühen! Wenn nur nicht solche Äußerungen wie die angeführten Worte in dem Briefe an Zwingli uns lehrten, wie sie in Wirklichkeit über ihre Gegner dachten und fühlten! Nach dem freilich, wie Baum und andere den Inhalt des fraglichen Vorwortes wiedergeben, sollte man derartige Darlegungen nicht in demselben erwarten. „Die Summe des christlichen Glaubens“ soll Bucer „zusammengefaßt“ und so „natürlicherweise auch von dem heiligen Abendmahl geredet“ haben. Der Tatbestand ist ein durchaus anderer. Geben wir kurz den Inhalt des Vorwortes an!

Nie können wir Gott genug preisen, daß er jetzt wieder sein Evangelium predigen läßt, nämlich daß alle Menschen Lügner und eitel sind, Christus allein uns rettet u. d. Den Italienern, die diesem Evangelium geglaubt haben, widmet er diese seine Arbeit. Sie müssen aber Luthers Schriften so lesen, daß sie stets bedenken, wie nur die Heilige Schrift irrtumslos ist, alle menschlichen Erklärungen dagegen „mit dem Schmutz der Vernunft befeckt“ sind. Auch dürfen sie sich nicht an der Verschiedenheit der unter den Evangelischen herrschenden Anschauungen stoßen. In der Hauptsache stimmen sie ja überein. „Nur über die Zeichen herrscht ein wenig Streit.“ Wie unter den Aposteln der größere Teil den Zeremonien des Gesetzes zu viel Bedeutung beilegte, so besteht jetzt „etwas Uneinigkeit über äußerliche, an sich zum Heil nichts beitragende Dinge“. „Um auch hierin zu

dienen, will ich in Kürze unsere Meinung über die Zeichen mittheilen.“ Es folgt dann eine längere, reichlich den dritten Teil des Ganzen einnehmende Darlegung der Lehren von der Taufe und vom Abendmahl. Jene wird bestimmt als „die feierliche Ceremonie, durch welche wir zum Kriegsdienste Christi angeschrieben werden“; durch dieses „bezeugen wir unsere Beharrlichkeit in demselben, was die Alten durch Opfer zu tun pflegten“. „Wir zweifeln nicht, daß dieses uns von Gott und durch die Schrift geoffenbart ist, legen es daher mit aller Sanftmut den Christen zur Theilung vor, nicht im geringsten mit irgendjemandem streitend“ etc. „Wenn jemand über das Abendmahl gegen uns streitet, so schließen wir ihn keineswegs von unserer Freundschaft aus. Die im Glauben und in der Schrifterkenntnis Schwachen wünschen wir zur sanftmüthigen Erbauung aufzunehmen.“ Daß aber von andern hierüber härter, als der christlichen Liebe und Bescheidenheit ziemt, getritten wird, ist zu Gottes gerechtem Urtheil zu rechnen, welcher uns so prüfen will, daß wir merken, wie weit wir in der Selbstverleugnung und Nächstenliebe vorgeschritten sind. Die Schwachen werden freilich dadurch verwirrt, was gewiß denen, welche durch ihre Schuld dazu Ursache geben, das Gericht Gottes zuziehen wird: doch den Auserwählten wird endlich alles zum besten dienen. Unser Luther, durch den sicherlich Gott uns Unvergleichliches verliehen hat und noch verleiht, ist hier äußerst heftig. Nach unserer Meinung bewegt ihn dazu sein ungemein großer Eifer für die Schrift. Seinen streitbaren Stil, der die Sanftmut vermissen läßt, die Schärfe des Stiles ahmen andere nach, ohne von derselben Ursache bewegt zu sein. „Aber es ist notwendig, daß wir uns als [schwache] Menschen zu erkennen geben, damit Christus als der einzige Meister des Lebens gehört und angebetet werde. Daß Zwingli und Stölpampad, in denen Christus — was niemand mit Recht in Abrede stellen wird — äußerst wirksam ist, hierüber zu schreiben keinen andern Beweggrund gehabt haben als die Ehre Gottes und die Reinheit des Glaubens, bezweifelt niemand, der sie kennt.“ „Wenn ihr also auf uns hört, so werdet ihr beide [die Schweizer wie Luther] für fleißige und treue Diener Christi anerkennen und lieben“ und beider Ansichten prüfen. Gott aber ist anzusehen um Frieden nach innen und nach außen. „Dieser Streit unter den Brüdern ist äußerst bitter und wird von den meisten ohne Rücksicht auf das schwere Ärgernis, das sie den Schwächeren geben, geführt. Der Schrift und der Wahrheit Beschützer wollen sie sein; doch gegen die Liebe, diese Summe der Schrift, dieses Ziel aller Wahrheit, kämpft keiner mit Recht“ etc. — Gewiß wird mancher Leser durch eine solche Sprache gegen Luther eingenommen worden sein. Aus Verehrung gegen Luther hatte er zu dieser Postille gegriffen. Eine Postille von Pucer würde er vielleicht unbeachtet gelassen haben. Aber der Name Luthers war zu mächtig. Und eben dieses Buch Luthers mußte nun ihn von Luther und dessen Sakramentslehre abwendig machen.

Irrlehre macht das Herz falsch und verführt zum Jesuitismus. Dafür haben nicht bloß die Papisten, sondern auch die Reformirten den Beweis geliefert. Luther hat Zwingli und Genossen gegenüber die göttliche Wahrheit versucht und in diesem Kampfe hat er der Wahrheit nicht die Schmach angetan, daß er dabei seine Zuflucht zu unlauteren Mitteln genommen hätte. Die Wahrheit, die ihn überwunden, hatte sein Herz auch lauter gemacht und ohne Falsch. Luther war dessen gewiß, daß er gegen die Papisten und Schwärmer Gottes Sache vertrat, der man mit Hinterlist und Tücke nicht zum Siege verhelfen darf und kann. Lieber hätte Luther sein ganzes Werk zugrunde gehen lassen, als es mit Diplomatie und List zu erhalten und auszubreiten. Luther hat niemals gehandelt nach dem Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel. Erst Luther, bemerkt Walthers, hat uns gelehrt, was in Wahrheit Wahrhaftigkeit heißt. Den Zwinglianern aber kann man dies Lob nicht geben. Wie sie Luther gegenüber falsche, schriftwidrige Lehren vertraten, so griffen sie auch in ihrem Kampfe für den Irrtum zu

jesuitischen Mitteln. Luthers Polemik ist ohne Falsch, vermählt mit Wahrhaftigkeit und Offenheit. In der Polemik der Zwinglianer sucht der Irrtum zu siegen auf den Schleichwegen der Unlauterkeit und Verschlagenheit. Und Walther hat recht, wenn er bemerkt, daß sich aus dieser Diplomatie und Doppelzüngigkeit seiner papistischen und zwinglianischen Gegner die Rücksichtslosigkeit und scheinbare Härte der Polemik Luthers erklärt. Merkt Luther, daß die Gegner schleichen, heucheln, Krokodilstränen vergießen, so wird er um so herber, derber, offener. Alles — so mochte es in Luther, wenn er es mit unehrlichen Gegnern zu tun hatte — alles andere, nur nicht heucheln, schleichen! Walther sagt: „Wenn Luther den Eindruck, den die Kampfesart der Gegner in diesem Streite“ (mit den Zwinglianern) „auf ihn machte, zusammenfassen wollte, so wußte er in seiner bekannten Weise, die Dinge rücksichtslos mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, kein anderes Wort zu finden als ‚Lügen‘. Er schrieb: *Manifestis mendaciis ortum dogma susceperunt, mendaciis asserunt, perfidia alienos libros corrumpendi propagant.* (Enders, Luthers Briefwechsel 5, 386.)“ J. B.

Die Evolution und die Bibel.¹⁾

Noch gehen wir nun auf den biblischen Bericht des Schöpfungswerks näher ein, in welchem uns erzählt wird, wie Gott erstlich den Stoff, die Urmasse, ins Dasein rief, aus welchem nachher alles Sichtbare geschaffen wurde; sodann zweitens, wie er den Stoff ordnete oder disponierte, und drittens, wie er die Erde ausschmückte und zierte, um zum Schluß den Menschen als Herrscher auf diese zu setzen.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, mit diesen Worten beginnt die Heilige Schrift und damit auch die Beschreibung des großen Schöpfungswerkes. Kurzsichtige, unwissende Menschen sollen dieses Rätsel nicht selbst lösen. Gott selbst hat uns alles offenbart, was wir davon wissen sollen. Diese Worte aber: „Am Anfang“ u. sind nicht als Überschrift zu fassen. Dies verbietet uns die Kopula, mit welcher der heilige Schreiber das Folgende an das Vorhergehende anschließt. Das erste: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, sagt uns, daß Gott Himmel und Erde schuf, und die Worte: „Und die Erde war wüste und leer“ geben uns zu verstehen, in welchem Zustand er sie schuf. Der Ausdruck aber „Am Anfang“ ist, wie Baier sagt, adverbialiter und negative zu verstehen. Die Welt ist nicht immer gewesen, auch die Materie nicht, aus der Gott das große Weltgebäude errichtet hat, sondern die Welt und damit auch die Zeit hat dadurch ihren Anfang genommen, daß Gott die erstere schuf. Nur Gott ist ewig, ohne Anfang

1) Auf Beschluß der Pastoral-Konferenz von Missouri eingesandt von P. J. H ö n e ß.

und ohne Ende, die Welt, die Materie, nicht, auch die kleinsten Theile derselben nicht, und es ist ebenso unvernünftig wie schriftwidrig, von einem Urnebel zu reden, der von Ewigkeit her gewesen ist, der Gott, der Welt schöpfer, selbst gewesen sein soll, und in welchem alles Leben latent gewesen sei. Gott, der ein Wesen für sich selbst ist und schon war, ehe die Welt geworden ist, hat Himmel und Erde geschaffen, und zwar aus nichts. Das beweist das Wort **בְּרָא**, das hier, wie auch sonst, ohne den Affusativ des Stoffes steht. Ein Mensch baut wohl auch Häuser und Paläste, baut Maschinen zc., aber er muß Holz, Steine und Eisen dazu haben, sonst kann er nichts vollbringen. Man spricht auch wohl von einem Schaffen des Dichters oder Künstlers; aber ihr Schaffen ist kein Schaffen aus nichts; der erstere verarbeitet nur allerlei Gedanken und Ideen, die er irgendwoher bekommen hat, und der Künstler kann ohne Stoff, ohne Marmor, Gips oder Farbe, durch welche er die Ideen, die er auch irgendwoher geschöpft hat, zur Darstellung bringt, nicht fertig werden. Aber unser Gott kann schaffen, was er will, und zwar aus nichts. Deshalb sagt auch der Apostel Paulus Röm. 4, 17: „Gott ruft dem, das nicht ist, daß es sei“, und in dem schon oben erwähnten Spruch, Hebr. 11, 3: „Durch den Glauben“ zc. heißt es weiter: „daß alles, was man siehet, aus nichts worden ist“. Daß aber der erste Satz der Bibel uns sagen will, daß Gott zuerst die Materie geschaffen hat und nicht gleich die fertige Erde und den fertigen Himmel, ersehen wir aus den Worten: „Und die Erde war wüste und leer.“ Diese beiden Worte bedeuten etwas Form- und Gestaltloses, etwas, was durcheinandergemeugt ist, quiddam indigestum, confusum, informe, wie die alten Dogmatiker sich ausdrücken. Luther sagt hierzu: „Die hebräischen Worte tohu und bohu sind viel nachdrücklicher, denn man sagen kann, und werden in der Schrift gebraucht, daß also die Erde erüthlich ein tohu, das ist, an ihr selbst schlecht, leer, darin kein Weg, kein Unterschied der Erter, kein Berg, kein Thal und weder Gras, Kräuter, Tiere noch Menschen gewesen sind. Denn so ist die erste unerbaute Gestalt der Erde gewesen, daß viel Wasser und Erde ineinandergemeugt gewesen, man keinen Unterschied hat merken können, wie man jeztund, nachdem sie ausgearbeitet und erbauet ist, merken kann zc. Vgl. auch Jes. 34, 11.“ (St. L. I, 9.) Dasselbe sagt er auch, wie ich meine, nicht mit Unrecht, vom Himmel. Er fährt dann weiter fort: „Und wie die Erde mit Finsternis oder Wassern, darinnen Finsternis gewesen, umgeben gewesen ist, so ist der Himmel auch unförmlich und ein Tohu gewesen, nicht allein darum, daß er noch ohne Bierge und Schmuck der Sterne, und ein Bohu, weil er noch nicht von der Erde geschieden gewesen ist, sondern daß er ohne Licht und eine dunkle und finstere Tiefe gewesen ist, die sich als ein sehr tiefer, dicker Nebel um die Erde gezogen und geleeget hat — ein unförmlicher Himmel, das ist, von dem die Wasser noch nicht geschieden, auch ohne Licht und noch nicht empor erhoben, item, eine unförmliche Erde, also ein Gemisch von Wasser und Lehm gewesen ist.“ Sodann führt Luther

den Spruch an 2 Petr. 3, 5: „Sie wollen nicht wissen, daß der Himmel vorzeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser und im Wasser bestanden durch Gottes Wort.“ Himmel und Erde bilden ein Chaos, das ursprünglich noch in dicke, undurchdringliche Finsternis gehüllt ist. „Und es war finster auf der Tiefe.“ „Wasser, Tiefe und Himmel“, sagt Luther, „werden alle hier für ein Ding gesetzt, nämlich für das finstere unförmliche Geschöpf, so hernachmals durch das Wort unterschieden und lichte geworden ist.“ „Und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser.“ Wie über einem Ei, in dem ja auch nur Dunkles und Feuchtes ist, ein Huhn lange brütend sitzt und es wärmt und lebendig macht, so schwebte der Geist Gottes über dem Wasser und brachte Leben in die tote Materie. Wie aber die gewaltige Masse vom Geiste Gottes schon am ersten Tage belebt wurde, so sollte sie auch nicht lange in lauter Finsternis bleiben. Noch am ersten Tage spricht Gott: „Es werde Licht!“ Da muß die Finsternis weichen, es wird Licht und hell auf dem Angesichte der Tiefe. Freilich hat Gott an diesem Tage noch nicht Sonne, Mond und Sterne geschaffen, noch nicht die einzelnen Lichtkörper, sondern nur das sogenannte elementare Licht. Welcher Art dieses Licht gewesen ist, wird uns nicht weiter beschrieben; aber das steht fest, daß dieses Licht während der ersten drei Schöpfungstage die Stelle der Sonne vertreten hat. (Baier, P. I, cap. 2, § 6 d.) „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Diese Worte liefern uns den Beweis, daß also auch schon am ersten Tage der Wechsel zwischen Finsternis und Licht, zwischen Tag und Nacht stattgefunden hat, wie er sich vollziehen wird bis an den jüngsten Tag. Jeder Tag hat da schon wohl mit einer etwa zwölfstündigen Nacht angefangen und mit einer etwa zwölfstündigen Periode des Lichts geendet, und es ist ohne Zweifel eine Erinnerung an die Schöpfung, wenn die Juden den Anfang ihres Tages auf den Abend setzen.

Auf die creatio immediata oder die Erschaffung der rohen Materie aus nichts folgt nun die Anordnung und Disponierung der bereits erschaffenen Masse, die sogenannte creatio mediata, welche der Hauptsache nach mit dem zweiten Tagewerk beginnt. — Die Wasser waren am ersten Tage von Himmel und Erde noch nicht örtlich getrennt, sondern waren in demselben, wie in einem tiefen Abgrund, verborgen. Am zweiten Tage aber sprach Gott: „Es werde eine Feste zwischen den Wassern“ 2c., Gen. 1, 5—8. Nun schied Gott die Wasser von unten (תחת) von den Wassern von oben (למעלה) und setzte die Feste des Himmels dazwischen oder das expansum, das Himmelsgewölbe. Wäre diese Himmelsfeste nicht da, sagt Beyer, so würde diese Wassermasse, die hoch über uns schwebt, als dichter, undurchdringlicher Nebel über uns lagern, und darin herumtappend, würden wir niemals zu einer Erkenntnis weder des gestirnten Himmels noch der Oberfläche der Erde gelangen. Dabei bliebe es ewig feucht, das Reifen des Korns und der Frucht bliebe unmöglich. Von diesem Tagewerk handeln noch andere Stellen der

Schrift, so Ps. 104, 2. 3: „Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich. Du wölbest es oben mit Wasser; du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen“, und Hiob 37, 18: „Ja, du wirfst mit ihm“ (dem Mittagswind) „die Wolken ausbreiten, die da feststehen wie ein gegöffener Spiegel.“ Durch das Himmelsgewölbe, das sich auf das Wort des Schöpfers ausgebreitet hat, wie ein Teppich oder ein Gewand auseinandergewickelt wird, ist die rohe Masse des Himmels und der Erde voneinander geschieden worden. Es ist nun eine weite Kluft dazwischen, und so leicht und lustig sich das Himmelsgewölbe auch anseht, so steht es da fest und, wie Luther sagt, gleichwie aus Erz gegossen, bis auf den Tag, an welchem die Himmel mit großem Krachen vergehen, die Elemente zerfließen und die Erde und die Werke, die drinnen sind, verbrennen werden. Aus den Wolken aber, die am Himmelsgewölbe sind, strömt heute noch der Regen, um die Erde zu befeuchten und fruchtbar zu machen, Jes. 55. Aber als Gott der Herr die abgefallene erste Welt strafen wollte, da brachen auf nicht bloß alle Brunnen der Tiefe, sondern es öffneten sich auch die Fenster des Himmels, und es kam ein Regen, der vierzig Tage und vierzig Nächte währte. Nachdem aber Gott die beiden Massen oder Materien der Erde und des Himmels geschieden hatte, wendete er im dritten Tagewerk seine Schöpferthätigkeit zunächst der Erde zu.

Und Gott sprach: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter“ 2c. Davon redet auch ohne Zweifel der Herr selbst, Hiob 38, 8—10: „Wer hat das Meer mit seiner Thür verschlossen, da es herausbrach, wie aus Mutterleibe, da ich's mit Wolken kleidete, wie in Windeln, da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm und setzte ihm Riegel und Thür?“ Auch der 104. Psalm, der eine prächtige Schilderung der Schöpfung enthält, redet von dieser Sonderung der Wasser und des trockenen Landes. Nachdem der Psalmist zuvor von dem wüsten, chaotischen Zustand der Erde gesprochen hatte, B. 6—11, fährt er fort: „Und Wasser stehen über den Bergen. Aber von deinem Schelten fliehen sie, von deinem Donner fahren sie dahin. Die Berge gehen hoch hervor, und die Breiten setzen sich herunter zu dem Ort, den du ihnen gegründet hast. Du hast ihnen eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht, und müssen nicht wiederum das Erdreich bedecken.“ Welch großartige Beschreibung und welch erhabenes Schauspiel! Aus der mit Wasser untermengten Erde steigen nun Berge hervor, Gebirgsketten, die sich über Hunderte und Tausende von Meilen erstrecken; da entstehen Hochplateaus und auch einzelne, frei dastehende Berge; und wie es sich an Tausenden von Stellen hebt, so senkt es sich anderswo wieder; es entstehen Tiefebene, Abgründe, Schluchten, Flüsse und Ströme; es bilden sich, von festen Ufern umschlossen, große, wogende, rauschende Meere und Seen, während zu gleicher Zeit das Festland erscheint. Aber auch droben auf den Bergen rauscht es, wie in den Tälern. Aus unterirdischen Kammern gespeist, sprudeln silberhelle Quellen; das

Wasser der Quellen fließt durch kleine, vielgewundene Rinnen, hie und da über einen Felsen hüpfend und springend. Die Bächlein vereinigen sich zu Bächen, die Bäche zu Flüssen und die Flüsse wieder zu gewaltigen Strömen, die bald träge, bald schnelleren Laufes dem Meere zustreben, um dessen alles verschlingende Tiefe zu sättigen. Da durchfurchen auch das Land, wo bald der wonnesame Garten Eden erstehen sollte, vier Ströme, der im Glanze des Goldes und Edelgesteines erstrahlende Pison, der Gihon, der Hiddekel und der Phrat. Und während das alles geschieht, werden die Ströme, Seen und Meere eingedämmt, damit sie die Grenzen, die ihnen gesetzt sind, nicht überschreiten, es sei denn auf besonderes Geheiß des Allmächtigen. — Dies ist also die wahrheitsgetreue Geogenie, die zuverlässige Beschreibung der Entstehung der Erde, ehe die Pflanzen- und Tierwelt geschaffen wurde, und wir sehen, die Heilige Schrift weiß nichts von Nebelringen, die sich verdichtet haben, um die Erde und andere Planeten zu bilden, nichts von einem erst feuerflüssigen Zustand der Erde, nichts von einer Tertiär- und Eiszeit und langsamen Bildung von Flözgebirgen, nichts von allmählichen Übergängen und gewaltigen Katastrophen, durch den Zufall und andere Kausalitäten herbeigeführt. Die rohe Materie vielmehr, die auf das Geheiß Gottes aus nichts hervorgerufen wurde, ist in etwa zweieinhalb Tagen von der allmächtigen Hand des Schöpfers so zubereitet worden, daß, soweit die Gestaltung der Erde in Betracht kam, alle Bedingungen für das bald entstehende organische Leben vorhanden waren. Zwar ist es ja wahr, daß die Oberfläche der Erde später durch Katastrophen, wie die Sündflut, den Untergang Sodoms und Gomorrhas, durch das Verschwinden und durch Neubildung von größeren und kleineren Inseln, durch Verlegung von Strombetten und durch klimatische Einflüsse Veränderungen erlitten hat, aber im wesentlichen ist sie dieselbe geblieben. „Die im Sechstageswerk geschaffenen Berge und Täler, Strombetten, Meeresküsten, Ebenen u. dgl.“, sagt Girich, „waren natürlich, trugen die Spuren der Natur an sich und unterschieden sich in nichts von den seither allmählich und auf natürliche Weise, durch bestimmte Naturprozesse entstandenen und vor unsern Augen sich jetzt noch bildenden. Es folgt dies mit notwendiger Konsequenz aus dem Gesetze der Erhaltung und des Fortbestehens der Formen und Organismen zu dem unmittelbar (das heißt, durchs Schöpferwort) Geschaffenen. Es läßt sich auch nicht anders denken und kann auch nicht anders gewesen sein, es sei denn, daß wir dem himmlischen, allweisen Architekten die Hervorbringung des Rindischen, Unfertigen, Unnatürlichen zutrauen und zuschreiben wollten.“ Das Wort: „Und Gott sah, daß es gut war“, das wir hier finden, noch ehe von der Erschaffung der Pflanzentwelt die Rede ist, ist ein weiterer hinreichender Beweis dafür, daß die Berge, Täler, Meere und Seen von Gott nicht in einem unfertigen Zustand erschaffen worden sind.

Wir kommen nun zu dem Teil des Schöpfungsberichtes der Heiligen Schrift, dem alle Evolutionisten widersprochen haben, nämlich dem

Berichte von der Erschaffung der Pflanzen- und Tierwelt. Und zwar fällt die Erschaffung der Pflanzenwelt noch auf den dritten Tag. Gott sprach, berichtet Moses weiter: „Es lasse die Erde aufgehen“ 2c., B. 11. Die Erde soll hervorprossen lassen Gewächs, Kraut, das Samen bringt, Fruchtbäume, die Frucht nach ihrer Art bringen, deren Samen in ihnen sei auf Erden. Auf das allmächtige fiat des Schöpfers sprossen jetzt Kräuter, Pflanzen und Bäume hervor, und eine wunderbare Vegetation bedeckt die Erde, die vormals wüste und öde gewesen war. Dort sprossen farbenprächtige und duftende Blumen aus der jungfräulichen Erde, dort himmelaufstrebende Palmen, vom Westwinde geschüttelt, dort wiegen Weizen- und Gerstenhalme das Haupt, an andern Stellen klettert das Moos über die nackten Felsen. All das Grüne, all das Kraut, alle die Bäume haben ihren Samen bei sich, ein jegliches nach seiner Art. Sollen aber alle diese Gewächse Frucht bringen, Samen tragen, ein jegliches nach seiner Art, und nicht etwa Früchte hervorbringen, die, sei es durch kürzere, sei es durch längere Prozesse, andere Pflanzenarten erzeugen, so ist es klar, daß am dritten Tage alle die verschiedenen Pflanzenarten entstanden sind, die wir kennen — es sind deren etwa 100,000 — und die wir nicht kennen, und auch die, welche im Laufe der Zeit aus diesem oder jenem Grunde ausgestorben sind. Demnach ist es auch gegen die Schrift, anzunehmen, daß etwa nur eine oder auch etliche Urformen geschaffen worden sind, oder etwa aus den damals vorhandenen Formen und Arten neue, ganz verschiedene Arten entstanden sind. Weder durch den Kampf ums Dasein noch durch Kreuzung, noch durch Vererbung von Eigenschaften, noch durch Veränderung des Orts und des Klimas wird je aus einer Eichel ein Nichten- oder Palmbaum oder aus Algen eine duftende Rose. Wohl ist es wahr, durch klimatische Einflüsse, durch Kultur und künstliche Kreuzung sind schon oft die wunderbarsten Varietäten hervorgebracht worden; aber die charakteristischen Merkmale der Art oder Spezies erhalten sich. Auch sagt die Schrift nichts von einer Pflanzenseele, die etwa durch ihre seelischen Kräfte zur Evolution, Weiterbildung und Umbildung der Pflanzenarten beitragen würde, sondern es haben die einzelnen Arten bei ihrer Erschaffung nur die Kraft empfangen, durch Samen sich innerhalb ihrer Art zu erhalten und fortzupflanzen. Auch scheint der Ausdruck **נֶזֶק**, Grün, das aus der Erde hervorprossle, mit aller Macht darauf hinzuweisen, daß am dritten Tage nicht etwa bloß je einige Exemplare von einer Gattung geschaffen worden sind, um sich dann im Laufe der Zeit auszubreiten und zu vermehren, sondern daß gleich eine überaus reiche und üppige Vegetation die Erde bedeckte. „Und Gott sah, daß es gut war“, heißt es auch am Schlusse dieses Teiles des dritten Tagewerkes. Auch die Flora weist am Ende dieses Tages nichts Unentwickeltes, nichts Unfertiges und Unvollendetes auf, weder nach Qualität noch Quantität. Auch hier hat Gott auf unverkennbare Weise zugleich seine große Macht, Weisheit, Güte und seinen Reichtum geoffenbart.

Das vierte Tagewerk richtet unsern Blick hinauf zu der Feste des Himmels. Nicht bloß die Erde, sondern auch der Himmel soll ausgeschmückt und ausgeziert werden, und wir bemerken hier zum voraus, daß es nach der Schrift eine ganz falsche, irrige Behauptung ist, daß Sonne, Mond und Sterne oder auch nur ein Teil der letzteren schon vor der Erde existiert haben, oder daß die Erde von irgendeinem andern Gestirne abgesprungen ist. Das Irthümliche dieser Behauptungen der Evolutionisten ist ja schon durch das Vorhergehende bewiesen worden, wird aber aufs neue durch das vierte Tagewerk widerlegt. Gott sprach, heißt es weiter, Gen. 1, 14: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels“ 2c. Was Gott jetzt schuf, war nicht das elementare Licht, es waren vielmehr Lichtkörper (אֲרוֹמִים), die er an das Himmelsgewölbe oder Firmament setzte. Diese Lichtkörper waren Sonne, Mond und Sterne. Von den letzteren redet auch Hiob, Kap. 9, 9: „Er machet den Wagen am Himmel und Orion und die Glücke und die Sterne gegen Mittag.“ Gott schuf aber wohl diese Himmelskörper an diesem Tage nicht aus nichts, sondern, wie wir mit Chemnitz mit gutem Rechte annehmen, aus der Urmasse des Himmels, die er am zweiten Tage von der Urmasse der Erde abge sondert hatte. Diesen Himmelskörpern hat Gott auch an diesem Tage ihre Bahnen angewiesen, die sie wandeln sollen, und sie dazu bestimmt, daß sie leuchten sollen auf Erden und geben auf Erden Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Das große Licht, das den Tag regiert, die Sonne, geht jeden Tag hervor „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Hirsch, zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dasselbe Ende“, Ps. 19, 6. 7. Es war ein besonderes Wunder der Allmacht Gottes, als am Tage des großen Sieges Josuas über die Amoriter die Sonne und der Mond stille standen, bis das Volk Israel sich an seinen Feinden rächte, Jos. 10, 12. 13, und als der Schatten am Sonnenzeiger des Ahas zehn Linien zurückging, dem frommen Hiskia zum Zeichen, daß der Herr die Stadt Jerusalem erretten werde aus den Händen des Königs der Assyrier, und daß er selbst noch fünfzehn Jahre leben solle, Jes. 38, 8, sowie als am Tage der Kreuzigung Christi die Sonne drei Stunden lang ihre leuchtenden Strahlen zurückzog und die Erde sich von 12 Uhr mittags bis 3 Uhr nachmittags in das Trauergewand der Finsternis hüllte. Auch dem unzähligen Heer der Sterne hat Gott da befohlen, ihren Lauf anzuheben. Hiob 38, 32. 33 heißt es: „Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist?“ Doch gerade auch diese Wunderwerke, die Sonne mit ihrem Glanz, der Mond mit seinem milden Licht, der Sterne Pracht und Bier, ihr fester Gang und Kreislauf, verkündigen mit vieltausendfacher Stimme: Gott hat uns gemacht; „die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk“, Ps. 19, 1. „Hebet auf eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche

Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet; sein Vermögen und starke Kraft ist groß, daß nicht an einem fehlen kann“, Jes. 40, 26. Wahrlich, der muß in seinem bösen Herzen es sich mit Gewalt vorgenommen haben, Gottes zu vergessen, der den Himmel betrachtet und sogar mit dem Teleskop und andern gewaltigen Instrumenten erforscht und dann mit frecher Stirne verkündigt: Es ist kein Gott; das ganze Himmelsheer ist nach gewissen physikalisch-chemischen Gesetzen und durch das launische Spiel des Zufalls entstanden, oder: die Frage nach deren Urheber gehe ihn nichts an.

Nachdem der heilige Schreiber auch nach der Beschreibung des vierten Tagewerks das bedeutsame Wort: „Und Gott sah, daß es gut war“, gesetzt hat, schreitet er zur Beschreibung des fünften Tagewerks: „Und Gott sprach: Es erregte sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren!“ Es sollen wimmeln die Wasser mit Gewimmel, das eine lebendige Seele hat, und Vögel, das auf Erden unter der Feste des Himmels fliege. Wasser und Luft sollen nun mit lebendigen Wesen bevölkert werden, das Wasser mit Fischen, die Luft mit Vögeln. Der Stoff, woraus diese lebendigen Wesen geschaffen wurden, war das Wasser, aber doch wohl nicht aus Wasser allein, sondern auch aus Erde. Manche Erregten haben auf Grund von Gen. 2, 19 gemeint, daß die Vögel nur aus der Erde hervorgegangen seien. Da heißt es: „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel.“ Aber da kann Erde (אֶרֶץ) auch als *γη*, terra, gefaßt werden, welche das Wasser in sich schließt, wie Gen. 8, 21 und Exod. 10, 6. Mit der Schöpfung der Fische und Vögel hat also das animalische Leben auf Erden seinen Anfang genommen und nicht vorher. Über den merkwürdigen Umstand aber, daß hier Fische und Vögel zusammen genannt werden, sagt Vetter in seinem „Ersten Blatt der Bibel“, S. 40: „Man hatte sich schon oft darüber gewundert, daß zwei scheinbar so verschiedene Tiergattungen hier als eins zusammengefaßt und beide an demselben Tage geschaffen wurden. Aber bei näherer Betrachtung zeigt sich doch, daß Fische und Vögel zusammen gehören und sich wesentlich von den Vierfüßlern unterscheiden. Bei beiden hat der Körper eine eiförmige, nach hinten sich zuspitzende Gestalt, weil diese für die Bewegung in der Luft oder im Wasser am besten paßt. Beide gehen nicht auf Füßen, sondern bewegen sich durch Glieder, welche an der Seite angebracht sind, nämlich Flossen oder Flügel: bei beiden kommt dazu ein fächerförmig ausgebreiteter Schwanz, der ihnen als Steuerruder dient, eine Einrichtung, die bei keinem Landtier vorkommt. Ferner sind beide mit ziegelartig übereinander liegenden Schuppen oder Federn bedeckt, die ein fettes Öl, eine schleimige Flüssigkeit, absondern zum Schutz gegen Nässe und Kälte. Beide Tierarten besitzen hohle, mit Luft anstatt Mark angefüllte, sehr leichte und doch sehr starke Knochen und beide vermehren sich durch Eier zc. übersehant man nun das Gesagte, so läßt sich mit Recht be-

haupten, die Vögel sind die Fische der Luft und schwimmen in ihr; die Fische sind dagegen die Vögel des Wassers und fliegen darin. So gibt es zahlreiche Vogelarten, sogenannte Taucher, die besser auf und in dem Wasser schwimmen, als in der Luft fliegen können, und wiederum sogenannte fliegende Fische, die sich einige Zeit in der Luft aufhalten können.“ Genug, auf das Wort des Allmächtigen regt es sich im Wasser, man sieht tausenderlei Arten von Fischen in demselben herumswimmen, von den großen, langgestreckten Walfischen und Haien (תַּיִם), (allerlei große Seeungeheuer, Saurier, Riesentiere von 20 bis 50 Fuß Länge) bis herunter zu solchen, die der Walfisch oder der Hai bei einem einzigen Öffnen des Rachens zu vielen Tausenden verschlingt. In der Luft kreisen gewaltige Adler, die leichtbeschwingte Lerche singt ihr erstes Morgenlied zum Preise des Schöpfers, und der kleine, buntbefiederte Kolibri trinkt seinen ersten Nektar. In der Luft, in welcher sich bisher nur da und dort das Rauschen der Bäume, das Gemurmel des Bergbachs, der Donner eines Katarakts oder das Brausen der Meereswellen sich vernehmen ließ, lassen sich jetzt vieltausend Stimmen lebendiger Wesen hören. Ein jegliches nach seiner Art, heißt es auch von den Fischen und Vögeln. Es ist, als ob der Heilige Geist es sich habe besonders angelegen sein lassen, seine Christen am Abend der Welt schon hier auf dem ersten Blatt der Bibel vor dem Irrtum der heidnischen Philosophie eines Darwin und seiner Schüler zu warnen und ihnen einen festen Halt und eine gute Waffe zu geben gegen eine Wissenschaft, die mit unerhörter Anmaßung und mit Siegesbewußtsein auftritt, aber nichts weiter ist als ein trüster Traum gottentfremdeter Geister. Beachten wir endlich auch noch den Segen, den Gott auf diese Tiere und insbesondere auf die Fische im Meer gelegt hat, B. 22. Wie überraschend ertweist sich dieser Segen noch heute bei den Wassertieren wirksam. Groß ist die Zahl der befiederten Erdbewohner, aber noch viel größer ist die Zahl der lebendigen Wesen, die im Meer gehen. Wie schnell vermehren sich die letzteren im Vergleich mit den Vögeln und den übrigen Tieren! In einem einzigen Hai hat man, sagt Betteg, bis zu 68,000 Eier gefunden, im Karpfen 200,000 bis zu 342,000, in einem Haufen (Fisch in der Wolga) und im Kabeljau sogar 4 bis 9 Millionen. Kann eine solche Vermehrungskraft bloß das Walten des Zufalls oder das Resultat Darwinischer Gesetze sein? Woher käme dann der so große Unterschied zwischen Vögeln und Fischen, die doch, wie wir vorhin gesehen haben, so viele Ähnlichkeiten im Körperbau besitzen? Es ist der kräftige Segen des Allmächtigen, der hier diesen großen Unterschied bewirkt und am fünften Tage der Schöpfung über die Bewohner des Meeres im besondern sprach: „Es wimmeln die Wasser vom Gewimmel lebendiger Wesen“ und: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Wasser“, während er den Vögeln unter dem Himmel einen kleineren Segen gab: „Und das Gebögel mehre sich auf Erden.“ Ja, auch dieser unterschiedliche Segen ist ein beredtes Zeugnis gegen die Lehren der

Evolution. — Luft und Meer waren nun belebt mit mancherlei Tieren, aber noch waren keine Tiere vorhanden, welche die Erde zu ihrer eigentlichen Heimat und Wohnstätte hatten. Die Erschaffung solcher hatte sich Gott für den ersten Teil des sechsten Tages vorbehalten.

Noch einmal vernehmen wir das Schöpferwort des allmächtigen Gottes: „Die Erde bringe hervor lebendige Tiere“ 2c. Neue, höhere Arten von Tieren begannen die Erde zu bevölkern, Tiere, deren Erzeugerin die Erde selbst ist. Moses unterscheidet Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden, die alle nicht von andern Tierarten, die schon am fünften Tage geschaffen worden sind, abstammen, sondern ihr Dasein einem besonderen Schöpferkraft und =Worte Gottes verdanken. Mit den Tieren auf Erden oder den Tieren auf dem Felde sind die wilden Tiere, die auf den Feldern und in den Wäldern herumstreifen, gemeint. „Da stehen sie da zu Hunderten und Tausenden“, sagt Bletter, „die Vorfahren unserer Elefanten, Nashörner, Nilpferde, größer und gewaltiger in ihrer Jugendkraft als heutzutage, mit fauligroßen Backenzähnen, mit Stoßzähnen, die so dick wie kleine Baumstämme und zehn, zwölf Fuß lang sind, und mit einem Knochengerüst, wie aus Balken zusammengefügt, so daß man beim Anblick derselben an die herrliche Schilderung des Behemoth im Buche Hiob erinnert wird, Hiob 40, 10—19.“ In diesem sechsten Tage sind auch die Haustiere und Reptilien erschaffen worden und haben sich auf dieser Erde wohllich eingerichtet, ohne vorher eine mühsame Entwicklung aus einer Urzelle durchgemacht zu haben. Und jene gewaltigen Tiere, wie die Megatherien und Mastodonten, die wahrscheinlich mit der Sündflut ausgestorben sind, brauchten nicht auf eine Reihe von schwächlichen und winzig kleinen Urahnen zurückzublicken oder erst ihre gewaltigen Knochen und Riefer im langwierigen, mühseligen Kampf ums Dasein erlangt zu haben. Da tummelte sich auch schon das Pferd in stolzer Kraft und Mut, obwohl es, wie die Evolutionisten meinen, keinen Stammbaum von sechzehn oder siebenzehn Vorfahren aufzuweisen hatte. Es hatte auch vorher nicht allerlei Metamorphosen durchzumachen gehabt und vorher keine Ochsen- oder Löwenhaut abstreifen müssen. Auch die Giraffe tritt an diesem Tage mit allen ihren besonderen Eigenschaften und Merkmalen auf den Plan, und keine trockenen, dürrer Zeiten, die sie nötigten, sich von dem Laub der Bäume zu nähren, haben ihr den langgestreckten Hals gegeben, sondern sie ist so, wie sie heute noch ist, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. „Ein jegliches nach seiner Art“, so heißt es auch hier, und zwar werden diese Worte jedesmal besonders beim Vieh, Gewürm und den Tieren auf Erden wiederholt. Auch diese Landtiere sind in scharf begrenzten und geschiedenen Arten geschaffen worden, und es soll nach dem Willen des Schöpfers keine Herüber- und Hinüberentwicklung stattfinden. Ein jegliches soll auch seine Art bei der Fortpflanzung bewahren. Das hat auch je und je die Erfahrung bestätigt, daß durch den Hybridismus oder Vermischung verschiedener Gattungen

keine neuen Arten oder Typen entstehen, sondern im günstigsten Falle nur Bastarde, die unfruchtbar sind, wie z. B. der Maulesel. Auch hier betont die Schrift, daß diese Tiere, die Gott der Herr am sechsten Tage geschaffen hat, mit einer lebendigen Seele begabt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, נִפְּשׁ חַיָּה, wie am fünften Tage. Wie aber der Schöpfer den Tieren gleich bei der Schöpfung eine lebendige Seele eingepflanzt hat, so haben sie auch zugleich ihre seelischen Eigenschaften, Kräfte und Instinkte erhalten, wie Gedächtnis, Geselligkeitstrieb. Die Nester z. B., welche die Schwalben am fünften Tage anfangen zu bauen, oder die Wohnung, die der erste Biber sich erbaute, waren in ihrer Konstruktion und ihrer Anlage nach nicht verschieden von den Nestern, die heutzutage von diesen Tierarten gebaut werden. Das erhellt auch aus Hiob 30, 1—30. (רָאם = Wildochse; רִנְנִים = Störche.) Auf alle Fälle hat auch bei den Tieren keine Evolution statt. Auch nach der Erschaffung der Landtiere heißt es: „Und Gott sah, daß es gut war.“ Wohl haben aber später auch die Tiere unter dem Sündenfall und der Sünde zu leiden gehabt, wie der ganze Erdboden, und es hat auch bei ihnen, auch was Kraft und edle Formen betrifft, sowie seelische Eigenschaften, eine gewisse Devolution stattgefunden, die erst mit dem Untergang der Welt ihr Ende nehmen wird, wo auch die Natur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens, Röm. 8, 19—22.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, sind erschienen:

1. „Synodalbericht des Südlichen Distrikts“ mit Lehrverhandlungen über die siebente Bitte und den Schluß des heiligen Vaterunfers (15 Cts.).
 2. „Synodalbericht des Atlantischen Distrikts“ mit Verhandlungen über die Vernunft und ihren Gebrauch, sonderlich in Sachen des Glaubens (15 Cts.).
 3. „Synodalbericht des Nord-Illinois-Distrikts“ über die Inspiration der Heiligen Schrift (15 Cts.).
- Diese ausgezeichneten Referate sollten nicht bloß flüchtig gelesen, sondern wirklich studiert werden.

F. B.

Unterscheidungslehren der hauptsächlichsten sich lutherisch nennenden Synoden, sowie der namhaftesten Sektenkirchen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zusammengestellt im Auftrag der ev.-luth. Nord-Illinois-Pastoralkonferenz von L. Johannes Große, ev.-luth. Pastor in Addison, Ill. Vierte Auflage. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. Preis: 40 Cts.

Dieses gut ausgestattete und billige Buch von 176 Seiten möchten wir allen empfehlen, denen es darum zu tun ist, die Lehrstellung der Sekten und insonderheit der verschiedenen lutherischen Synoden in Amerika kennen zu lernen. Als Anhang bietet das Buch eine Ausführung über das Synodalwesen in der Missouri-synode. Was wir vermissen, ist eine kurze, zusammenhängende Darstellung der Lehre unserer Synode, etwa wie sie D. Pieper gegeben hat in „Ich glaube, darum rede ich“ vom Jahre 1897. Wir empfehlen jedem, sich dies Büchlein von D. Pieper gleich mitkommen zu lassen.

F. B.

Die Bibel in Bildern. 179 Darstellungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit begleitendem Bibeltext unter jedem Bilde. Quartformat. Holzfreies Papier. 1908. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S. Preis: In Leder mit Goldschnitt: \$3.00; Leinenband \$1.50. Man verlange ausdrücklich die Zwickauer Ausgabe.

Die Schnorr'sche Bibel verdient die weite Verbreitung, die sie in Deutschland und Amerika gefunden hat. Groß und klein holt sich aus diesem Buche viel Freude und Belehrung, eben weil es die Worte der Schrift veranschaulicht und konkret gestaltet. Der Preis der großen Schnorr'schen Bibel ist ein sehr hoher, und die bisherigen verkleinerten Ausgaben leiden an vielen Mängeln. In der vorliegenden „Zwickauer Ausgabe“ aber erscheint auf jeder Seite auf starkem, weißem Papier ein 13×16 cm. großes Bild in völlig klarer, zarter, bis ins kleinste deutlicher Wiedergabe des Originals. Das Buch eignet sich vortrefflich zu Geschenken jeder Art. Möge es allerlei wert- und sinnlose Geschenke aus unsern Christenhäusern verdrängen! Das Buch ist vom Concordia Publishing House zu beziehen.

F. B.

PORTRAITS OF JESUS. By William Dallmann. American Lutheran Publication Board, Pittsburg, Pa. Preis: \$1.00.

Auf 227 Seiten bietet hier P. Dallmann in seiner bekannten, anregenden Weise Predigten mit entsprechenden Texten über folgende Themata: Jesus der Arzt, der Bräutigam, der Sohn des Menschen, der Christ, der Richter, der Stärkere, der Knecht, das Brot, das Wasser, das Licht, der Jehovah, der Hirte, die Tür, die Auferstehung, der Herr, der Meister, der Weg, die Wahrheit, das Leben, der Weinstock, der König, der Nazarener, der Erste und Letzte, der Stern. Diese Predigten, in denen Christus das A und das O ist, legen Zeugnis dafür ab, daß der Ruhm: auf lutherischen Kanzeln werde immer noch das alte Evangelium gepredigt, ein wohlgegründeter ist. — Ebenfalls vom American Lutheran Publication Board ist herausgegeben ein vortrefflich orientierendes Pamphlet P. C. C. Morharts mit dem Titel: „Socialism. A Review of Modern Economic Movements, with especial reference to Socialism and its antagonism to Christianity“ (10 Cts.).

F. B.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1910.

St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. Preis: 10 Cts.

Diesen Kalender empfehlen wir warm wegen seines vortrefflichen Inhalts. Auch wird in etlichen Wochen in unserm Verlagsbureau ein englischer Kalender erscheinen, der ebenfalls dankbare Aufnahme finden wird.

F. B.

Der Ev.-Luth. Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1910. Herausgegeben von D. G. L. H. Willkomm. Verlag von J. Herrmann, Zwickau i. S. Preis: 15 Cts.

Auf 112 Seiten bietet dieser Kalender außer dem Kalendarium und anderm guten Lesestoff und schönem Bilderschmuck folgende drei vorzügliche Artikel: 1. „Was will aus dem Kindlein werden?“ 2. „Friedrich Wyneken.“ 3. „Altes Testament und alter Orient.“ — Insbesondere unsern Pastoren und Lehrern empfehlen wir diesen Kalender.

F. B.

Luther-Kalender für das Jahr 1910. Herausgegeben von D. G. Buchwald. Verlag von G. Gassell, Leipzig. Preis: M. 1.50.

Dieser überaus geschmackvoll und wahrhaft künstlerisch ausgestattete Kalender bietet auf 128 Seiten folgenden Inhalt: 1. Kalendarium mit begleitenden Lutherworten. 2. Martin Luther 1509—1516, mit elf seltenen Holzschnitten, einer Ansicht der Stadt Rom vom Jahre 1549 und etlichen Facsimiles, insonderheit einem Blatte mit Luthers Randbemerkungen. 3. Luther der Retter des Christentums, von D. Meyer. 4. Luthers erstes Lied, von W. Käthe. 5. Der moderne Mensch in Luther. 6. Allerlei aus neuerer Lutherforschung (bis zum Ablassstreit), von D. Kawerau. 7. Luther und die Wartburg (ebenfalls illustriert), von Johannes Luther in Greifswald. 8. Zwei Tischgenossen Luthers, Burggraf Borzibog von Dohna und Hynec Berknowsky, von D. Kroser in Leipzig. 9. Luther und seine

Kinder. 10. Luther als Fabeldichter (mit Faksimile von Luthers Handschrift), von G. Thiele. 11. Eine bisher ungedruckte Predigt, die Luther am 27. Juli 1533 vor Hans von Söser zu Preßburg gehalten hat. 12. Neues von Luthers Reisen und Predigten. — Ein Zweck dieses „Luther-Kalenders“ ist, die Reformations-Zubelfeier im Jahre 1917 vorbereiten, Bekanntschaft mit Luther fördern und vertiefen und Luthergeist wecken und stärken zu helfen. Bisweilen, wie z. B. in dem Artikel von D. Meyer, mangelt es aber dem angeschlagenen Ton an Klarheit und Reinheit. F. B.

Am Wegsaum. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Paul Blau. 1. Jahrgang. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Der Inhalt dieses Bandes von 213 Seiten ist folgender: Vorwort; Glück und Glaube; Wachet aber in der Gnade und Erkenntnis unsers Herrn Jesu Christi; Das Erbteil der Heloise Konstantin; Der Buchsbaum; Königin Luise; Der barmherzige Samariter auf deutschem Boden; Der erste Tote; Der kleine Virtuose; Hjalta-Gyvinder; Die bevorzugte Stellung unserer Erde unter den Sternen; Theorie und Praxis; Spanischer Frühling; Die Lastträgerin; Der große Missionsruf an unsere Zeit; Medingen; Drei Bilder aus der Mission; Baroness Mathilde Brede; Moderne Christuslehre; Opfer: Rückschritt, Stillstand, Fortschritt; Schulmeister Sonne. — Das Humanitäre wird in etlichen Artikeln nicht scharf unterschieden von dem eigentlich Christlichen. In dem Artikel über Astronomie werden bloße moderne Hypothesen als ausgemachte Wahrheiten vorausgesetzt. Der zweitletzte Artikel gibt einen Überblick über die deutsch-ländischen kirchlichen Zustände, in dem auch manche traurige Schäden der Landeskirchen hervorgehoben werden. Zu der Erkenntnis, daß Christen nicht mehr mit gutem Gewissen in den Staatskirchen bleiben können, ist aber der Verfasser nicht durchgedrungen. Der religiöse Grundton in der Erzählung „Das Erbteil der Heloise Konstantin“ ist ein verschwommener und erinnert stark an die moderne Theologie. F. B.

VADEMECUM HOMILETICUM. 2000 Predigt-Dispositionen über sämtliche altkirchliche, Thomastianische und andere Perikopenreihen, aus den besten Predigern der Neuzeit gesammelt, nebst Beobachtungen über die moderne Predigt von R. A. Kohlrausch. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 4.

Dieses Buch von 297 Seiten, von denen 47 Seiten auf die Abhandlung über die moderne Predigt entfallen, bietet durchschnittlich etwa 8 Dispositionen auf jeder Seite. Daraus geht schon hervor, daß es sich nur um ganz kurze, oft rein formal gehaltene Dispositionen handelt mit bloßer Angabe des Themas und der Teile ohne Subdivisionen oder weitere Ausführungen. Bisweilen reflektieren aber selbst diese kurzen Dispositionen die theologische Stellung der Verfasser, z. B. den Synergismus in der Disposition Cremer: „Unsere Befehrung ein Werk der Gnade Gottes — und zwar wollen wir zu Herzen nehmen: 1. wie die Befehrung zustande kommt; 2. wie sie uns in den Stand setzt, uns zu befehren.“ Die Autoren, von denen Dispositionen geboten werden, sind folgende: Ahlert, Ahlfeld, Appuhn, Arndt, G. und W. Bauer, Beck, Benfischlag, Bixius, Bornemann, Brückner, Buchruder, Büttner, Caspari, Cremer, Dräseke, Dreiß, Dryander, Faber, Florey, Freußen, Friede, Frommel, Gerok, Hagenbach, Harleß, G. und L. Harms, Haupt, Heubner, Hofacker, H. und W. Hoffmann, Holtmann, Kahnitz, Kaiser, Kawerau, Kögel, Köstlin, Krummacher, Lahusen, Liebner, Löhe, Loofs, Luthardt, Mallet, Meier, Menken, Müllensiefen, Nebe, Niemann, Nitzsch, Ettli, Palmer, Pant, Petri, Römheld, Rothe, Rüling, Schleiermacher, Schwarzkopff, Seeberg, Seiler, Sommer, Stöcker, Strauß, Textor, Thieremin, Tholuck, Thomastius, Uhlhorn, Ziethe. Amerikanische Prediger sind also von Kohlrausch nicht berücksichtigt worden. In den „Beobachtungen über die moderne Predigt“ werden die liberalen Prediger mit Glacéhandschuhen behandelt und ihnen nicht jede Berechtigung in der Kirche abgesprochen. Ja, Kohlrausch versteigt sich gar zu folgender Rechtfertigung der Ritschlianer: „Tatsächlich läßt sich aber sehr leicht nachweisen, daß in den Predigtwerken sowohl moderner Rationalisten als Orthodoxisten, der Liberalisten wie Supranaturalisten — alle diese Bezeichnungen wendet Gebhardt an — mit warmer Liebe für den Heiland geworben wird, und es wird ja

auch Gebhardt nicht unbekannt sein, daß heutzutage mancher Orthodoxe eine volle Kirche hat, Sonntag um Sonntag, ebenso mancher Rationalist. Und das ist der Hauptirrtum, den sich Gebhardt zuschulden kommen läßt: er verwechselt Theologie mit Religion. Jene gehört nicht auf die Kanzel, und diese kann auch und ist in der That mit den von ihm genannten Richtungen (Ritschlianismus und Orthodorismus) verbunden, wobei wir ganz gut wissen, daß nicht jedes theologische System gleich gut ist, den Vollgehalt der Religion zur Darstellung zu bringen.“ Mit Bezug auf die Dispositionsformen sagt Kohlrausch Seite 4: „Auffallender ist schon — die Beweise bieten unsere Dispositionen in Masse dafür —, daß gewisse Formen sich eingeschlichen haben, die in schematischen Weise immer wiederkehren. Man begreift oft nicht, wo sie gerade bei diesem Texte herkommen: aber sie sind da, weil sie so sehr bequem sind. Es gibt gewisse Grundformen bei den Dispositionen mit mancherlei Variationen: z. B. a) das Thema ist ein allgemein gehaltenes: „von der Erde“, „von der Heiligung“, „vom Glauben“, „von der Liebe“ etc. Sehr oft findet man dann das Schema: 1) Anfang, 2) Fortgang, 3) Vollendung. Die Variation heißt: 1) Ausgang, 2) Weg, 3) Ziel; oder: 1) Ursprung, 2) Wesen, 3) Bewährung; oder: 1) Voraussetzung, 2) Wesen, 3) Folgen. b) Das Thema enthält eine Ermahnung irgendwelcher Art. Alsdann sind beliebige Teilformen diese: 1) Blick um dich, 2) in dich, 3) über dich. Die Variationen dieser Grundform vom Sehen sind mannigfache: entweder: 1) rückwärts, 2) aufwärts, 3) vorwärts; oder: 1) in die Tiefe, 2) in die Höhe; oder: 1) in die Welt, 2) in dein Herz, 3) auf Gott. c) Eine andere Form ist: Kreuz — Krone. Die Variationen dazu lauten: Nacht — Licht; Hochmut — Demut — Mut. d) Eine weitere Form: Licht, Leben, Liebe; oder: Glaube, Liebe, Hoffnung. e) Oder das Thema handelt von irgendeinem Werk, das der Christ tun soll oder das Christus getan hat. Häufig verläuft dann die Disposition nach der Grundform: 1) wer? 2) was? 3) für wen? Variationen: 1) Person, 2) Sache, 3) Bedeutung oder Wert; oder: 1) der Feind, 2) der Kampf, 3) der Sieg; oder: 1) Angriff, 2) Waffen, 3) Erfolg. Endlich: die einfachste aller Formen ist die, welche sich zahlreich in Nothes Predigt entwerfen findet: 1) Erklärung des Textes, 2) Anwendung. Die Variationen hierzu lauten: entweder: 1) das Wesen, 2) das Werk; oder: 1) die Wichtigkeit, 2) die Wichtigkeit; oder: 1) was ist das? 2) was bedeutet das? oder: 1) Wesen, 2) Frucht (Wirksamkeit, Wirkung); oder: 1) suchen, 2) finden. Auch so erscheint diese Grundform, daß der erste Teil negativ, der zweite positiv ausgedrückt wird. Nun, wie gesagt, diese Formen der Disposition treten unendlich oft auf; ja mit der Regelmäßigkeit logischer Kategorien kommen sie überall vor, so daß man zu der Ansicht gelangen muß: der Text ist um dieser Formen willen da, und nicht, wie es doch sein sollte, die Formen um des Textes willen.“ F. B.

Gemeinschaft der Heiligen und Heiligungsgemeinschaften. Von D. C. F. Franklin Arnold, Professor in Breslau. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde, Berlin. Preis: 50 Pf.

In kurzen, oft abzutunenden Zügen gibt der Verfasser auf 39 Seiten eine Charakteristik der Gemeinschaftsbewegung und der analogen Bewegungen durch die ganze Kirchengeschichte hin. Woraan es aber mangelt, ist die klare, richtige Beurteilung dieser Erscheinungen, was zum Teil seinen Grund hat in falschen Vorstellungen die Lehre von der Kirche betreffend. F. B.

Die israelitisch-jüdische Heilandserwartung. Von D. C. Sellin in Rostock. Verlag von E. Runge in Groß-Lichterfelde, Berlin. Preis: M. 1.

Obiges Thema wird in dieser Schrift von 84 Seiten behandelt in folgenden Abschnitten: 1. Die altisraelitische Heilandserwartung. 2. Die Umgestaltung der altisraelitischen Heilandserwartung durch die Schriftpropheten. 3. Die Geburt einer neuen Heilandserwartung im babylonischen Exil. 4. Die Hoffnung einer Realisierung der Heilandserwartung in den Tagen Serubbabels und die Vernichtung derselben. 5. Die Erwartung von dem Kommen des Rettergottes. 6. Die neuerliche Heilandserwartung seit dem Makkabäeraufstande. Aus dieser Schrift kann man lernen, wie die Positiven in Deutschland, die weder direkte göttliche Offenbarungen annehmen, noch die wirkliche Eingebung der Heiligen Schrift gelten lassen, sich die messianischen Weissagungen zurechtlegen. F. B.

Der Apologetische Vortrag, seine Methodik und Technik. Von Lic. D. A. W. Hunzinger. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.50.

In Deutschland steht die Theologie in dem Zeichen „Apologetik“, und zwar Apologetik gegen den trassen Unglauben: Atheismus, Materialismus, Monismus. Das vorliegende Heft von 51 Seiten will Anleitung geben, wie man diese Apologetik erfolgreich in Angriff nehmen kann. Das Heft enthält auch für diesen Zweck viele gute Winke. Wenn aber D. Hunzinger meint, daß weder der Atheismus noch der Theismus aus der Natur und Geschichte bündig bewiesen werden könne, und man sich darum mit dem Nachweis begnügen müsse, daß die Wissenschaften dem Theismus nicht widersprechen und die Bahn für diesen Glauben offen lassen, so ist das eine Konzeßion, die Röm. 1 nicht erlaubt und zu der auch wahre Wissenschaft und richtige Erkenntnistheorie nicht nötigen. F. B.

über Volkserziehung im Geist der Humanität. Ein Beitrag zur Gesundung des sozialen Lebens von R. A. Kohlr a u s c h, Superintendent und Kreis Schulinspektor. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.80.

Dieses Heft von 122 Seiten ist für die Volkserziehung in Deutschland berechnet, bietet aber viele Beobachtungen und Bemerkungen, die von allgemeinem Interesse sind. Für die Bedeutung des religiösen Unterrichts aber, insonderheit in den christlichen Heilslehren, hat Kohlr a u s c h kein rechtes Verständnis, weil er liberal gesinnt ist und, wie alle Liberalen, nicht mehr weiß, was eigentlich Christentum ist. Von Christus schreibt er z. B.: „Er sollte durch sein Leben, Leiden und Sterben die frohe Gewißheit bringen: Gott ist die Liebe; und ihr Menschenkinder, wollt ihr werden und sein wie Gott, wollt ihr vollkommen sein, so müßt ihr ganz Liebe werden in eurem ganzen Leben und Streben. Dazu hat Jesus uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen.“ „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber dadurch, daß er in seiner Person die Liebe darstellte.“ Das sei das Evangelium. Kohlr a u s c h will darum auch nicht, daß Prediger und Lehrer, die Christum als das Vorbild der Liebe lehren, in Kirche und Schule beunruhigt werden. Es liegt auf der Hand, daß Kohlr a u s c h auf der Seite der Zwischauer Theesen steht. Darauf weist auch schon hin der Titel seiner Schrift, nach welchem die Erziehung geschehen soll im „Geist der Humanität“. F. B.

Unser Wissen vom Werden der Welt. Von E d m u n d H o p p e. Verlag der Anstalt Bethel bei Bielefeld. Preis: Broschiert M. 4, gebunden M. 5.

Es ist dies ein Band von 336 Seiten mit 174 Illustrationen im Text und drei farbigen Tafeln. Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Teile: Die Sternwelt, die Erde, die Lebewelt. Hoppe gehört zu den Apologeten, die in den letzten zehn Jahren in Deutschland viel zu Wort gekommen sind. Er steht positiver als Tennert, der Gründer des Keplerbundes, von dem er sich insonderheit in der Biologie unterscheidet. Während nämlich Tennert in der Biologie die Deszendenz vertritt, steht hier Hoppe ungefähr wie Betteg und macht mit der Entwicklungslehre Halt vor der Lebewelt. Daß Gott Himmel und Erde und alles, was drinnen ist, geschaffen habe in sechs Tagen von je 24 Stunden, wie doch die Schrift lehrt, nimmt Hoppe nicht an, woraus sich selbstverständlich viele andere Urteile ergeben, die mit der Schrift nicht stimmen. Und den wirklich zwingenden Beweis, daß das Tatsachenmaterial in der Astronomie und Geologie selber und nicht bloße zweifelhafte Folgerungen aus demselben die Lehre der Schrift in diesen Punkten ausschließen, hat auch Hoppe nicht geliefert. Wohl aber hat Hoppe bewiesen, daß alle bisher von Menschen: Cartesius, Kant, Laplace und andern Philosophen und Forschern, aufgestellten Theorien der Weltentstehung unhaltbar sind. Und die tüchtigsten Astronomen bekennen nach Hoppe auch diese Frage betreffend: Ignoramus, ignorabimus. Im letzten Teil seines Buches, welcher die Theorien der Entstehung der Lebewelt behandelt, sagt Hoppe von der Deszendenztheorie: „Es hat seit den Tagen eines C. Semper, des berühmten Würzburger Zoologen, nicht an Gelehrten gefehlt, die die Unzulänglichkeit und Unmöglichkeit der Erklärungen des Darwinismus und des Lamarckismus offen ausgesprochen haben,

und es hat nicht an solchen Darwinisten gefehlt, die, statt über die Männer, welche die Phantasien des Darwinismus nicht als Glaubenssätze annehmen wollten, zu schelten, sich bemüht haben, die Lücken auszufüllen und etwas Brauchbareres an die Stelle zu setzen." Aber auch mit Bezug auf diese neuen Versuche erklärt Hoppe: "So müssen wir denn eingestehen, daß wir nicht über eine Theorie verfügen, die aus irgendwo oder irgendwie nachweisbaren Kräften imstande wäre, das, was wir über die Entstehung der Lebewelt wissen, auch nur in großen Zügen zu erklären. Nicht nur in nebenjächlichen Punkten kamen die versuchten Theorien zu Widerprüchen mit den Thatsachen der Paläontologie, sondern in allen Grundfragen zeigte sich, daß es anders gegangen ist, als wie die Theorie es fordern müßte."

F. B.

Aus Gottes Werkstatt. Skizzen und Bilder aus Natur- und Geisteswelt. Von D. Martin Gennig. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Der Inhalt dieses Buches von 312 Seiten ist folgender: 1. Die Welt: Vom Werden der Welt. Unser Himmelszelt. Unsere Erde. 2. Der Mensch: Die Einheit des Menschengeschlechts. Leib und Seele. Das Gottesbewußtsein des Menschen. 3. Die Natur: Der Zweck der Schöpfung. Das Schöne in der Natur. Verborgene Schätze der Natur. Das Meer und seine Wunder. Im Wassertropfen. 4. Der Mensch und die Natur: Die Tierwelt im Dienste des Menschen. Wohltäter der Menschheit im Pflanzenreich. In Studierstube und Laboratorium. Wunder der Technik. Der Mensch und der Segen der Natur. — Aus dieser Inhaltsangabe geht hervor, daß dieses Buch, dessen einzelne Artikel von verschiedenen Verfassern stammen, interessante apologetische Themata behandelt. Die Stellung desselben zu den Hypothesen der modernen Wissenschaften ist aber leider nicht die streng biblische. Vielmehr stellt sich das Buch in der Entwicklungslehre, dem modernen Kopernikanismus, den Zeitperioden der Geologie zc. auf den von „Lehre und Wehre“ schon wiederholt charakterisierten Standpunkt N. Tennerts. „Vom Werden der Welt“ stammt von dem Astronomen D. Johs. Riem, der sich zu den Weltbildungstheorien also vernehmen läßt: „Alle paar Jahre kommt eine neue heraus. Sie alle haben das gemeinsam, daß der Verfasser zunächst beweist, daß und warum seine Vorgänger das Problem falsch erfaßt haben; er bringt dann mit großem Scharfsinn seine neue Hypothese und muß es dann über lang oder kurz erfahren, daß man es mit ihm macht, wie er mit seinen Vorgängern.“

F. B.

Der Kampf gegen den Fremdwörtermißbrauch in unserer Muttersprache und seine Berechtigung. Von D. Th. Imme. Verlag von Chr. Belfer, Stuttgart. Preis: 80 Pfg.

Dies interessante Heft behandelt auf 51 Seiten folgende Gegenstände: 1. Bedeutung, Wesen und Eigenart unserer Muttersprache. Ihre Reinheit eine gerechte Forderung. 2. Fremdwort und Lehnwort und unsere richtige Stellung zu beiden. 3. Unsere Fremdwörternot. 4. Hauptursachen unserer Ausländerei. 5. Die fortgesetzte Knechtung unserer Muttersprache und die Auslehnung deutschen Geistes dagegen, ein geschichtlicher Rückblick in einem Bilde und Gegenbilde. 6. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein eine natürliche Frucht unserer nationalen Entwicklung. 7. Die übeln Wirkungen des Fremdwörtermißbrauchs. Der Philosoph Leibniz ein Eideshelfer in dem dagegen geführten Kampfe. 8. Die verstärkte Notwendigkeit einer Abwehr in der Gegenwart und die Aussichten des Kampfes. 9. Das Fremdwort in der Kirchensprache. — Den letzten Punkt betreffend sagt D. Imme: „So sehr man nun den Wunsch hegen mag, daß zopfige, dem Volke unverständliche und häßliche Ausdrücke aus unserer kirchlichen Amtssprache verschwinden, so ist hier doch Maß und Vorsicht geboten, wenn man nicht mehr schaden als nützen will. Man darf nicht vergessen, daß manche dieser Ausdrücke gewisse geschichtliche Erinnerungen wecken, die eng an sie geknüpft sind, und daß sie infolgedessen einen gewissen Schein des Ehrwürdigen an sich tragen. Wir werden heute doch auch nicht Bezeichnungen wie Doktor, Professor u. a. verdeutschten wollen. Ein Wort wie Synode hat außerdem deutschen Tonfall und kann als Lehnwort betrachtet werden; mir scheint daher seine Verdeutschung nicht eben notwendig. Am besten werden freilich die geistlichen Kreise selbst darüber urteilen können, wie weit hier Änderungen wünschenswert und angebracht sind. Ganz

anders steht es aber mit dem Gebrauch von Fremdwörtern in der Predigt. Es ist bisher immer der Ruhm, wie der edlen deutschen Dichtkunst, so auch der deutschen Predigt gewesen, sich von solchen Ausdrücken, die den fremden Ursprung an der Stirn tragen, namentlich auch von gewissen Modewörtern, die immer etwas Niedriges und Unedles an sich tragen, ganz frei zu halten, und im allgemeinen hat sie diesen Ruhm auch bis zum heutigen Tage bewahrt. Doch kann ein aufmerksames Ohr neuerdings bei manchen Geistlichen eine gewisse Lässigkeit in dieser Hinsicht beobachten, die keine rechte Empfindung mehr dafür zu haben scheinen, wie sehr sie durch öde, steife Fremdwörter den Eindruck ihrer Predigten, die doch zu Herzen sprechen sollen, abschwächen oder hie und da dem Volke unverständlich werden.“ F. B.

Der Sternensohn. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kaisers Hadrian von Albrecht Thoma. Mit 5 Abbildungen in Ton- und farbigem Titelbild nach Originalen von Fritz Bergen. Verlagshandlung der Anstalt Bethel in Bielefeld. Preis: M. 4.

In dieser Erzählung schildert Albrecht Thoma lebendige Personen, Zeit und Stätten des Heiligen Landes zur Zeit Hadrians, insonderheit die Christenfeindschaft der verstockten Juden, die Wortklaubereien der Rabbiner und ihre falschen Deutungen der Schrift, die ihnen in Folge ihrer Verblendung insonderheit in den messianischen Weissagungen zum Fallstrick werden, den falschen Messias Bar Kochba und das Glend, welches sie über das Volk der Juden gebracht haben. Thoma versteht es, Juden, Griechen und Römer lebensreuer zu zeichnen. — Ebenfalls von der Verlagshandlung der Anstalt Bethel in Bielefeld ist uns auch zugesandt worden die deutsche Übersetzung der pietistisch-mystischen Schrift A. Murahs: „Aus Seiner Fülle.“ F. B.

Thomas, der Leutpriester. Erzählung aus der Reformationszeit von Marg. Lenk. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau. Preis: Leinenband \$1.00.

Diese Geschichte spielt sich ab im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, erst in Antwerpen, dann in Magdeburg, und die gewaltige Bewegung der Reformation greift auch mit ein in die Erlebnisse der Hauptpersonen, insonderheit des Leutpriesters und später evangelischen Pastors Thomas. Der frischen und anschaulichen Erzählung, die auch im Concordia Publishing House zu haben ist, wünschen wir unter jung und alt viele tausend Leser! F. B.

Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., hat uns zugesandt:

Luther-Ansichtspostkarten. (Preis: 20 Cts.) Die in reichem Farbenschmuck ausgeführten Karten stellen dar: Die Wartburg, Luther, die Eltern Luthers, Luther als Kurrendeschüler bei Frau Cotta, Luther im Gasthof zum Bären mit den Schweizer Studenten, Luthers Ankunft auf der Wartburg, Luther auf der Wartburg die Bibel übersehend. F. B.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Generalkonzil und Allgemeine Lutherische Konferenz. Der „Lutherische Herold“ schreibt: „Aus Amerika ist nach dem Bericht des Schatzmeisters D. Hölcher in Leipzig für die Kasse der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz eingegangen die Summe von 440 Mark. Das Geld kam aus den Kreisen des Generalkonzils und wurde von Prof. D. A. Späth nach Leipzig gesandt. Dies ist unsers Wissens mehr, als seit Jahren für diesen Zweck in den Kreisen des Generalkonzils gesammelt worden. Es scheint zu beweisen, daß es mit der Parole ‚Los von der Konferenz!‘ die vor etlichen Jahren ausgegeben wurde, denn doch nicht so ernst gemeint ist, und daß ihr

nicht so allgemein zugestimmt wird, wie es den Anschein hatte, wie denn auch seit mehr als Jahresfrist kein Wort darüber in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Bekanntlich mißbilligten manche im Konzil die formelle Aufnahme der Lutheraner in die Union, die seit vielen Jahren die sogenannte Augustkonferenz gebildet hatten und bestrebt sind, soweit es möglich ist, lutherische Lehre und Praxis in der preussischen Union zu wahren und zu fördern. Aber aus der Union sind sie nicht ausgetreten und formell gehören sie derselben an. Dies erscheint nun uns hier im Lande der Freikirche als ein Widerspruch und als unvereinbar mit dem Gewissen. Und doch haben gewissenhafte und betenuntreue Lutheraner zeitlebens in der Union gewirkt, zumal ihnen unbenommen war, ihr Amt ihrer Überzeugung gemäß zu verwalten. Es ist eben eins, in der Union aufgewachsen zu sein und sich von Jugend auf in die Verhältnisse hineingelebt zu haben, und ein anderes, außerhalb derselben zu stehen. Das Urtheil über die Lutheraner in der Union wird je nachdem verschieden ausfallen. Wir kennen die Umstände, die zu der Aufnahme führten, zu wenig, um uns darüber ein Urtheil zu erlauben.“ Wer die Verhältnisse nach Gottes Wort beurteilt und nicht umgekehrt, der kann in der Verbrüderung mit den Vereinslutheranern immer nur sündlichen Unionismus erblicken, einerlei ob er in der Union oder in der Landeskirche aufgewachsen ist. Dem einen mag das Urtheil leichter werden als dem andern, aber nach Gottes Wort ist hier nur ein Urtheil möglich. Konsequenter war freilich das Konzil mit seinem Proteste gegen die Aufnahme der Vereinslutheraner nicht, weil die Allgemeine Lutherische Konferenz je und je in der verschiedensten Weise und gerade auch mit den Vereinslutheranern unionistische Gemeinschaft gepflegt hat. Wollen die Konzilisten nicht tatsächlich mit allen möglichen Irrlehrern in Deutschland und Amerika in kirchliche Gemeinschaft geraten, so müssen sie die Stellung der Synodalkonferenz einnehmen.

J. B.

Von der Generalsynode und ihrer Versammlung in Richmond schreibt Prof. Gerberding im *Lutheran* S. 753: “We can unhesitatingly say that while the tone and expression were not as positive and lacked the assurance heard in a General Council convention, yet there was not a single anti-Lutheran sentiment heard during the three days of close observation. Surely there is a marked difference between this General Synod and the one that burdened the hearts and disturbed the peace of the Passavants, the Krauths, the Schmuckers, the Schaeffers, the Jacobses and other leaders of our Lutheran hosts of a generation ago. As the *Lutheran* has already editorially noted, there has been a commendable growth, not only in official utterance, but in inner conviction, of Lutheran teaching and Lutheran spirit. And if there are still some uncertain sounds, some un-Lutheran elements, some spirits more eager to stand in with Reformed Christendom than with a consistent confessional Lutheranism, these are not giving tone and wielding the molding influence in the General Synod. The better element is in the ascendancy and is constantly growing. This element is fighting a noble battle for positive Lutheran doctrine, spirit, and worship. These lovers of true Lutheranism are giving their lives to the bringing up of the whole body to which they belong, and making it true to its name and creed. They deserve our sympathy, our encouragement, our prayers, and our assistance. They are working and praying for a united American Lutheran Church and are contending for the old

Lutheran view of the Bible as the inspired Word of God." Mit den Erklärungen der Generalsynode in Richmond scheint man im Generalkonzil zufrieden zu sein. J. B.

Baptisten. 1. Die Predigerkonferenz der Baptisten in Chicago hat D. Foster, Professor der Theologie an der Universität von Chicago, wegen seiner radikalen Irrlehren von ihrer Verbindung ausgeschlossen. Foster leugnet so ziemlich alle Lehren der christlichen und natürlichen Theologie. Das hindert aber seine Tätigkeit an der Universität nicht, denn die Trustees halten ihn. Ja, Foster beschwert sich obendrein über die Intoleranz und Ignoranz seiner Brüder, die ihn in seiner Aufklärungsarbeit nicht gewähren lassen. Und statt Foster und die Universität von Chicago auszuschließen, beklagen sich die Baptisten über Foster, weil er ihnen nicht den Gefallen erweist, sein Amt selbst niederzulegen. Die Tatsache aber, daß Foster sich zu halten vermag, läßt ahnen, wie weit schon der Krebs des Liberalismus die Baptistensekte zerfressen hat. 2. Vor fünfundsiebenzig Jahren wurden für die Chicagoer Universität unter den Baptisten \$1,500,000 zusammengebetelt. Nun klagt der Baptist D. Meyers, der die radikalen Professoren Starr und Foster als Irrlehrer bekämpft: "Do you think we gave the money to establish a school to teach Unitarianism and atheism?" "Does academic freedom give the right to a man to draw a salary from a Baptist institution and a Unitarian church at the same time?" "Such men as Prof. Starr and Prof. Foster have no more right to receive our money than a Buddhist would have to occupy this Baptist pulpit." 3. Aber jetzt bedarf die Universität der finanziellen Unterstützung der Baptisten nicht mehr. Sie hat einen reichen Gönner in Rockefeller, der derselben schon \$25,000,000 geschenkt hat. Schade nur, daß dies Geld, von dem freilich viele behaupten, daß es dem Volke geraubt sei, nun von der liberalen Universität benutzt wird, um Gott seine Ehre und den Seelen die Seligkeit zu rauben. 4. In England hatten die Baptisten 1907 eine Abnahme von 4854 und in 1908 sogar 5869. Am größten ist die Abnahme in dem von revivals geistlich ausgebrannten Wales. Die Baptisten finden nun, daß das Untertauchen ihrer Ausbreitung, wie in England, so auch in Amerika hinderlich geworden ist. Viele sind darum der Ansicht, daß man hier den Mantel nach dem Wind hängen und das Untertauchen als Bedingung der Gliedschaft fallen lassen müsse. Für diese endet somit die Tauffschwärmerei darin, daß sie die Taufe überhaupt fallen lassen. 5. In Kentucky wurde ein Pastor von den Baptisten ausgeschlossen, weil er seine Tochter auf dem Sterbelager getauft hatte durch Begießung. Ein anderer Baptistenpastor schrieb an einen Methodistenpastor: er solle kommen und eine kranke Frau taufen, die er als Baptist doch nicht mehr untertauchen könne. 6. Die Baptisten haben in einem Jahr durch besondere Kollekten für Mission aufgebracht \$1,500,000; außerdem sind die regelmäßigen Beiträge für Mission um \$200,000 höher ausgefallen. 7. The Baptist General Association, eine neugebildete kleine Baptistensekte, hielt ihre erste Versammlung ab in Fulton, N.Y. Sie verurteilt theologische Seminare und Missionsbehörden als sündlich: nur einzelne Gemeinden dürften Missionare aussenden. J. B.

Kömlinge, Ehe und Ehescheidung. In den Vereinigten Staaten wurden 1887 geschieden 27,918 Ehen, in 1906: 72,062 und in den 20 Jahren bis 1906: 945,625. Und innerhalb eines fashionablen Frauenclubs in Chicago, der 350 Glieder zählt, wurde im vorigen Jahr nur ein Kind

geboren. Aus diesen und ähnlichen Thatfachen suchen die Römlinge Kapital zu schlagen und dem Volke weiszumachen: die Papstkirche sei der Hort der christlichen Ehe. Kardinal Gibbons hat vor etlichen Monaten Richter Brown angegriffen, weil dieser behauptet hatte, daß der Staat auch aus andern als biblischen Gründen Ehescheidungen vollziehen dürfe. Wie Gibbons haben seitdem andere römische Würdenträger sich vernehmen lassen, vor etlichen Wochen auch Erzbischof Glennon von St. Louis. In einer Rede trat er auf gegen die Frauen, welche die Pflichten eines Hausstandes nicht übernehmen wollen, sowie auch gegen die vom Staat vollzogenen Ehescheidungen. Und an Protestanten, die sich durch solches Gebaren der Römlinge imponieren lassen, fehlt es nicht. Stellt sich doch selbst der *Lutheran Evangelist* in dem Streit zwischen Gibbons und Brown auf die Seite des Kardinals und tadelt an ihm nur, daß er bei einer rechtmäßigen Ehescheidung auch dem unschuldigen Theil die Wiederverheirathung nicht gestatte. Was aber die traurige Thatfache betrifft, daß sich die Zahl der Frauen, die nicht Mütter werden wollen, in erschreckender Weise mehrt, so tun die römischen Zölibatanten, vom Papst herab bis zu den Priestern, Mönchen und Nonnen, im Grunde genommen eben daselbe, was sie an diesen tadeln: sie weigern sich, die Pflichten eines Hausstandes zu übernehmen. Lieber brennen als ehelich leben, das war je und je die Maxime der römischen Zölibatanten. Und mit Bezug auf die scheinfrommen Klagen der Papisten über die staatlichen Ehescheidungen ist zu bemerken, daß gerade die päpstliche Lehre von der Ehe eine Quelle der Unzucht und gottwidrigen Ehescheidungen ist. Viele vor Gott gültige Ehen lassen die Papisten nicht gelten und lösen sie auf. Die Papstlehre führt zu zahlreichen, gottlosen Ehescheidungen. Ja, viele von ihnen selbst als gültig anerkannte Ehen lassen die Papisten aufheben durch päpstlichen Dispens. Eine Quelle der Unzucht schaffen ferner die Papisten dadurch, daß sie von Gott erlaubte Ehescheidungen verbieten. Dem Staate sprechen ferner die Römlinge die ihm von Gott verliehene Macht ab, auch Ehescheidungen zuzulassen, die gegen das sechste Gebot sind und die darum auch in der Kirche nicht geduldet werden dürfen. Thatächlich hindern damit aber die Römlinge die Bemühungen des Staates im Interesse der äußerlichen Zucht und Ruhe. Daß rigorose staatliche Ehescheidungsgesetze nicht die Unzucht vermindern, dafür sind insonderheit die katholischen Länder, in welchen die päpstlichen Ehegesetze zu Recht bestehen, ein schlagender Beweis. Und der A. C. schreibt: "In New York, where there is but one cause for absolute divorce, there is more immorality than in all the rest of the states put together." Ja, vom Staate verlangen die Papisten, daß er seinen weltlichen Arm dazu hergibt, die theils laien, theils tyrannischen päpstlichen Ehegesetze dem Volke aufzuhalsen und mit Gewalt durchzuführen. Der letzte Zweck aber der römischen Ehegesetze ist kein anderer als Befestigung der Priesterherrschaft. Haben doch die Römischen jede nicht von einem Priester eingesegnete Ehe für ein Konkubinat erklärt! Wenn darum jetzt die Römlinge die Gelegenheit wahrnehmen und sich aufspielen als die Retter der christlichen Ehe, so kann das nur ein maskierter Versuch sein, Staat und Kirche zu vermengen, die päpstlichen Ehegesetze unserm Volke aufzuhalsen und so die Herrschaft des Papstes über unser Land auszubreiten. Nicht um Hebung der Sittlichkeit, sondern um Vermehrung und Befestigung ihrer Herrschaft ist es den Römlingen zu tun. Universale, absolute Herrschaft des Papstes, das gilt als summum bonum in der Papstkirche. Und jedes

Mittel, das diesem Zwecke dient, ist gut: Divide et impera, corrumpere et impera, und vor allem auch die Heuchelmaske der Frömmigkeit und Tugend.

S. B.

Aus der Papstkirche. 1. Erzbischof Glennon sagte in Pittsburg vor der päpstlichen Moderation mit Bezug auf das Wort Roosevelt, daß auch ein Katholik Präsident der Vereinigten Staaten werden könne: "The only serious opposition or criticism published came from a body of German Lutherans. Being Germans and Lutherans, they took themselves seriously, but nobody else did." Gäßen wir nichts gesagt, so würden die Römlinge aus der Erklärung Roosevelt den Schluß ziehen: Alle Bürger des Landes warten mit Schmerzen auf einen päpstlichen Präsidenten. 2. In der *North American Review* gibt ein katholischer Laie zu, daß nach der Lehre der Päpste der Staat der Hierarchie zu gehorchen habe. Er meint aber, der „Laie Geist“ werde gegebenenfalls der Landeskonstitution mehr gehorchen als der Hierarchie. Von Leuten jedoch, die sich religiös von Priestern reiten lassen, ist in einer kritischen Stunde nichts zu hoffen. übrigen ist aber mit obigem zugegeben, daß nur ein schlechter Papist ein treuer Bürger unsers Landes sein kann. 3. Der päpstische *Western Watchman* vom 8. Juli weist hin auf die Zustände im deutschen Reichstag und bemerkt: "Henceforward only such laws will be passed by the Reichstag as will suit the Catholic party, and the greatest Protestant state in Europe must, willy-nilly, take its orders from Rome." Hieraus sieht man, was die Papisten auch in Amerika anstreben: Befehle von Rom für Washington, government of the people by the priests for the Pope. 4. Das *ceterum censeo Gibbons'* lautet: Der Moral kann in den Vereinigten Staaten nur dadurch auf die Beine geholfen werden, daß die Regierung den päpstischen Schulen jährlich \$20,000,000 gibt. Dagegen bemerkt Paret: "For centuries the Roman Catholic Church and its religious schools had full power in France. Where is there a nation more dechristianized to-day?" 5. "The Pope loves America most." Unter dieser Überschrift brachten Tageszeitungen ein Telegramm aus Rom, in dem der Papst die Freigebigkeit und den Gehorsam der Amerikaner rühmt und sich sehnt nach dem Tag, da die Ketzerei ausgefegt und Amerika die größte Weltmacht und allerkatholischste Nation sein werde. Mit welcher Gier schießt der Fuchs in Rom nach den Vereinigten Staaten! 6. Päpstische Blätter beschwerten sich darüber, daß in Tafts Kabinett kein einziger Katholik sitze. Die Papisten merken gar nicht mehr, daß sie auf Schritt und Tritt ihre staatsgefährliche Gesinnung: „Weltliche Vorteile für die katholische Kirche! Weg mit der amerikanischen Trennung von Staat und Kirche!“ verraten. 7. Der "A. C." schreibt: "The Roman Catholic corporation is now that most dangerous of all agencies in the political life of a nation,—a balance of power,—and thus it can make a bargain with either side and name its own price for its vote." "The Protestant Educational League" bekämpft die politischen Umtriebe der Römlinge. 8. In Kansas City erklärte Father Phelan im dortigen *Journal*: Die römische Kirche habe sich in Amerika nie gekümmert um das Gesetz, das nicht naturalisierten Amerikanern die Trauung verbietet. Die Kirche könne sich nicht um jedes lächerliche Gesetz kümmern. Erst vor etlichen Tagen habe er einem jungen Priester gesagt, mit der Trauung voranzugehen, obwohl dieser noch nicht naturalisiert war. Das stimmt mit der römischen Lehre, nach welcher der Staat den Priestern, nicht aber die Priester dem Staat zu gehorchen haben. 9. Die Papisten imponieren den Gegnern von Abstinenz

mit der Tatsache, daß die Mehrzahl der Saloonhalter Katholiken sind, und den Temperänzlern mit ihren Abstinenzvereinen. Das gibt den Priestern eine feine Zwischmühle: sie können nun mit den Politikern reden je nach Bedarf. 10. Dem *Independent* (S. 1045) zufolge sagte der Jesuit Bernard Vaughan: "We Jesuits have to go where we are told, to do what we are told, to live under the superior we are told, and for as long as we are told, being switched to and fro and off and on like any poor gas light." Das ist Sklaververgehorfam, wobei der Jesuit sich zum willenlosen Instrument seines Oberen herabwürdigt. 11. Prof. Townsend von Boston sagte: "There is a Jesuit at the elbow of the editor of every daily paper." Nach Paul Sabatier von Paris hat jetzt auch der Vatikan ein Bureau, um die täglichen Zeitungen der Welt zu manipulieren. 12. In den Vereinigten Staaten gibt es 56,000 römische Schwestern, mit 700 Wohlthätigkeitsanstalten, 600 höheren Schulen und 3000 Parochialschulen. Welche Ausnahmen diese Schwestern zusammenbereiten, zum großen Teil von Protestanten, geht daraus hervor, daß allein die Schwestern von St. Vincent de Paul über \$60,000,000 Eigentum besitzen. 13. In St. Louis entschied das Gericht, daß in gemischten Ehen Erfüllung des Versprechens, die Kinder katholisch erziehen zu lassen, nicht gerichtlich erzwungen werden kann. 14. Richter Nauman in Manhattan hat entschieden: ein Vater habe kein Recht, seine katholisch getaufte und bisher katholisch erzogene Tochter, die jetzt dreizehn Jahre alt ist und katholisch bleiben will, vom Besuch der katholischen Kirche abzuhalten. 15. "Every Catholic is in full conformity with the doctrines of the Church, while no two men in the other churches agree with each other." Mit dieser groben Doppellüge suchen Papisten Protestanten zu fangen. Was aber die Einheit der römischen Kirche betrifft, so besteht sie bekanntlich darin, daß jeder glauben kann, was er will, solange er sich nur äußerlich duckt unter den Papst. Hielt doch selbst ein Leo X. das Christentum für eine Fabel! 16. In Pittsburg läuteten die Glocken einer katholischen Kirche zwei Stunden lang, als die umgekommenen Striker beerdigt wurden. Der Priester hätte noch länger läuten lassen, wenn es ihm nicht von der Polizei untersagt worden wäre mit der Begründung, daß das Läuten als Sympathie mit dem Aufruhr gedeutet werde. 17. Der Emigrantenkommissär Williams hat das katholische St. Josephs-Heim für Auswanderer aus Polen von Ellis Island ausgeschlossen. Gegen das katholische Haus sind von Williams die schwerwiegendsten Anklagen erhoben worden. 18. Die Papisten behaupten, in 1908 nicht weniger als 24,709 Protestanten gewonnen zu haben, davon in New York 1497 und in Cleveland 737. 19. Die *N. A. R.* schreibt: "The Italian immigrant has forgotten his religion, is immensely relieved that he has forgotten it, and does not wish to be reminded of it." 20. Die „Unabhängige Philippinische Kirche“ soll 30 Bischöfe und 1000 Priester zählen. Alles Kirchengut haben ihnen aber die Gerichte genommen und es den Römischen zugesprochen. Der starke Arm der Vereinigten Staaten hat die römische Kirche auf den Philippinen gerettet. 21. In Bolivien ist ein Gesetz angenommen worden, nach welchem sämtliche Klöster geschlossen, die Klostergüter verstaatlicht und Mönchen und Nonnen der Zutritt ins Land verweigert werden soll. Ein neuer Beweis dafür, welch ein „Segen“ die römische Kirche für den Staat ist!

F. B.

Vermischtes. 1. New Yorker Zionisten gedenken mit einem Kapital von \$100,000,000 Mesopotamien in eine jüdische Kolonie umzuwandeln.

2. In Chicago erklärte ein Redner der Independent Religious Society: Im heidnischen Rom galt es als Verbrechen, die Leute mit religiösen Schreckbildern zu ängstigen, und auch bei uns sollte es verboten sein, vor Kindern von ewigen Höllequalen zu reden. Die Wahrheit unterscheidet sich von der Lüge auch dadurch, daß sie den Sieg durch sich selber sucht, während die Lüge sich auszubreiten trachtet durch Geseze und äußerliche Gewaltmaßregeln. 3. Im Jahre 1903 gab es in Chicago 641 protestantische Kirchen mit 157,376 Gliedern und 134 katholische mit ungefähr einer Million (?) Gliedern. Seit 1890 sind 68 neue protestantische und 11 katholische Kirchen gebaut worden. Die protestantischen Hospitäler in Chicago melden 10 bis 50 Prozent freie Behandlung, und zwar zumeist an Katholiken, während die katholischen Hospitäler nur eine beschränkte Anzahl von Freibetten haben. Gilt es aber, bei Protestanten Gelder betteln für ihre Hospitäler, so prahlen die Nonnen mit ihrer Wohltätigkeit an Protestanten. 4. In New York gibt es 33,556 Waisen, von denen die Hälfte zwar noch Eltern haben, die aber so tief stehen, daß man ihnen die Kinder nicht lassen konnte. Wo bleibt da der gerühmte soziale Fortschritt? 5. Das vor zehn Jahren gebildete Fünfkörper-Komitee, zu dem auch Low von Columbia und Eliot von Harvard gehören, hat entschieden: es sei falsch, wenn Abstinenzler auch jeden mäßigen Genuß geistiger Getränke als der Gesundheit schädlich bezeichnen. 6. Der Polizeichef in New York behauptet: Acht Neuntel der gefallenen Frauenzimmer sind bei öffentlichen Tänzen zu Fall gekommen. Zu demselben Resultat ist man in Chicago gekommen, wo 30,000 weibliche Personen der Schande leben sollen. 7. Im vorigen Jahre hat ein fürmlich zu dem Zweck organisierter Trußt nicht weniger als 15,000 Mädchen zu immoralischen Zwecken nach Amerika importiert und einen Gewinn von \$200,000 erzielt. Verkauft wurden die Unglücklichen für \$200.00 bis \$600.00. Dazu kommt eine enorme Zahl aus Amerika, die freiwillig oder gezwungen der Schande leben, und außerdem noch große Scharen von feilen Mädchen und verheirateten Frauen, die als respektabel gelten. So berichtet ein U. S. District Attorney. 8. Agenten unserer Regierung haben auf den Philippinen bereits 2900 Ausfägige entdeckt und erwarten noch 600 andere zu finden. 9. Der *Lutheran Observer* sagt: "Of course there is such a thing as faith cure. Wherever the cause of the trouble is in a certain condition of the nerves, all that is necessary is to get hold of the imagination, and the thing is done." Eingebildete Krankheiten lassen sich oft durch Gegeneinbildung heilen. 10. D. Burdette von Los Angeles sagt: "When I look down at the two or three thousand people in my congregation, and see how they are dressed, I think I am preaching to a congregation of millionaires. When the collection-basket comes back, I have the impression I have been preaching a charity sermon at the county almshouse." 11. In der Zeremonie beim Begräbniß Albert Pikes, des Grand Commander of Masonry, Southern Jurisdiction, kam nach dem *Arkansas Lutheran* auch folgende Stelle vor: The Grand Master: "Let the grave, then, be ready to receive this body. Brethren, who command in the West, hear and make answer. When will God judge?" Response: "In his own good time." Grand Master: "Who will be man's accuser?" Response: "His conscience." Grand Master: "Who his defender?" Answer: "No one." Es gibt niemand, der uns im göttlichen Gerichte vertritt; jeder muß durch seine eigenen Werke selig werden: das ist die Religion aller Vögen.

II. Ausland.

Zu den radikalen Zwickauer Thesen hat auch die Konferenz von Religionslehrern an höheren Schulen Sachsens Stellung genommen. Zwar erklären diese Lehrer, daß sie vorerst noch die Thesen studieren wollen, um später ein allseitiges Urtheil abzugeben. Tatsächlich haben sie sich aber bereits zu gunsten der Thesen ausgesprochen. Das geht hervor aus folgenden Sätzen über die Reform, die auch sie für nötig erachtet haben: „1. Eine Verteilung des Unterrichtsstoffes, die dem Alter und Verständnis der Schüler besser angepaßt ist und durch einen stetigen, aus der geschichtlichen Entwicklung sich ergebenden Fortschritt von Stufe zu Stufe das Interesse der Schüler fesselt und rege erhält. 2. Eine Entlastung des Unterrichts von allem das Verständnis der Schüler übersteigenden und das christliche Leben nicht fördernden theologisch-dogmatischen Stoff und einem entbehrlichen Teil des bisherigen Memorierstoffes, damit der Weg frei werde für einen Religionsunterricht, der es als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, aus der Erkenntnis des Geschichtsverlaufs und der Erfahrung des eigenen Innenlebens heraus die einzigartige Bedeutung Jesu Christi und des von ihm geweckten neuen Lebens darzustellen und so in den jugendlichen Herzen eine persönliche Entscheidung für den Heiland anzubahnen. 3. Eine Art der Aufsichtsführung, gleichviel, wem sie anvertraut ist, die es dem Lehrer nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht macht, seinem evangelisch-christlichen Gewissen als oberster Norm zu folgen, und die mehr Gewicht legt auf den Eifer, mit welchem der Lehrer christliches Leben zu wecken sucht, als auf den Umfang des eingepprägten Wissensstoffes. Die Konferenz beschließt, eine Kommission einzusetzen, die auf Grund dieser Resolution die Einzelfragen weiterhin eingehend behandeln wird.“ Mit diesen offenbar liberalen Sätzen haben sich auch die Religionslehrer an höheren Schulen tatsächlich zu den Zwickauer Thesen bekannt. Die „A. G. L. R.“ bemerkt: „Man wird von dieser Erklärung mit nicht geringem Befremden Kenntnis nehmen angesichts dessen, daß es doch wohlunterrichtete Theologen sind, die sie abgaben, und daß unter ihnen eine ganze Reihe kirchlich gläubiger Männer sich finden. Man fragt sich, wie es diesen möglich war, diese mindestens zweideutigen, wenn nicht stark bedenklichen Sätze zu unterschreiben.“ Hat aber diese Verwunderung ihren Grund nicht darin, daß die „A. G. L. R.“ unliebsamen Tatsachen gegenüber ihren Kopf in den Sand steckt? F. B.

Das päpstliche „Bibelinstitut“ betreffend hat der Papst festgesetzt: „1. Das päpstliche biblische Institut soll unmittelbar vom apostolischen Stuhle abhängen und nach dessen Vorschriften und Anordnung verwaltet werden. 2. Die Leitung des Institutes soll einem von Uns zu ernennenden Vorsitzenden anvertraut werden; dieser soll kraft der ihm übertragenen Gewalt das Institut nach außen vertreten, über alle wichtigeren Angelegenheiten, welche das Institut betreffen, Uns Mitteilung machen und Uns den Jahresbericht erstatten. 3. Die ordentlichen Professoren sollen den Rat des Institutes bilden, welcher im Verein mit dem Vorsitzenden sich das Wohl und das Wachstum des Institutes selbst angeeignen lassen wird. 4. Die höchste Studien- und Verwaltungsnorm und Ordnung wird durch die vom apostolischen Stuhl und von der päpstlichen biblischen Kommission erlassenen oder zu erlassenden Grundsätze und Dekrete festgesetzt werden. Diese Grundsätze und Dekrete treu, vollständig und aufrichtig zu beobachten und zu hüten,

sind alle strengstens verpflichtet, welche zu diesem Institut für Bibelfunde irgendwie gehören oder in dem Institute selbst Bibelstudien obliegen.“ Die „A. E. Z. R.“ bemerkt: „Das Ganze läuft wieder darauf hinaus, die Bibelforschung vollständig unter päpstliche Kontrolle zu stellen.“ — Es gehört zum Wesen des Antichristen, daß er sich den Schein gibt, als ob er es mit der Bibel halte, um eben diese Bibel desto erfolgreicher bekämpfen zu können. Er ist eben der Feind Christi in der Maske Christi. Als solcher zeigt er sich gerade auch in den obigen Bestimmungen. Durch sein „Bibelinstitut“ erwirbt er sich das Ansehen, als sei er den Liberalen gegenüber der Retter der Heiligen Schrift. Zugleich manipuliert der Papst aber die Sache so, daß niemand, soviel an ihm ist, an den eigentlichen Inhalt der Schrift, die Lehre von der Gnade und vom Glauben, herankommen kann, denn er gibt die Schrift nicht frei, sondern behält alles in seiner Hand, macht sich selbst zum alleinigen Ausleger der Schrift und verflucht jeden, der sie nicht versteht, wie er diktiert. Auch wenn der Papst die Bibel rühmt, so lügt und trügt er nur bei Gottes Namen. F. B.

Aus der papistischen Kirche. 1. Um Protestanten zu fangen, ist der gegenwärtige Papst viel zugänglicher als der Aristokrat Leo XIII. Besonders Frauen aus Amerika machen große Anstrengungen, den „heiligen Vater“ zu sehen. Dabei hält Pius weniger auf Prunk als sein Vorgänger, aber die götzendienerischen Verbeugungen zc. bleiben. Im Wesen des Antichristentums darf nichts verändert werden. 2. Rom macht alles zur Geldquelle. Zur Einleitung der Seligsprechung der Jungfrau von Orleans wurden an Pius IX. und Leo XIII. gezahlt 1,038,000 Francs. Dazu kommen die Unsummen an Pius X. zur Seligsprechung selber. Was man in Amerika zu sagen weiß von Standard Oiling, reicht nicht hinan an Rom. Dem Papst gebührt in dieser Beziehung der Primat. Schon Luther urteilte auf Grund jahrhundertelanger Erfahrung vom Papst: „Je mehr er Geld verschlang, je weiter ihm der Schlund ward.“ 3. Pius X. hat in Italien Priestern und Studenten verboten, Konferenzen zu halten ohne Zustimmung der Bischöfe, Vorlesungen an öffentlichen Universitäten zu hören, Zeitungen zu lesen, die nicht von der Kirche herausgegeben werden, und Gesellschaften anzugehören, die nicht ganz unter der Kontrolle der Bischöfe stehen. So ist der „milde, liberale“ Pius darauf aus, seine Werkzeuge unter luftdichten Verschuß zu bringen, canned priests heranzuziehen. 4. Dem Klerus der ganzen Welt hat Pius verboten bei Strafe der suspensio a divinis, Kinematographentheater zu besuchen. Bälle, Tänze und Lotterien aber zum Besten der Kirche zu veranstalten, ist den Priestern nicht verboten. 5! Italien hat etwa 50,000 Mönche und Nonnen, fast doppelt so viel als 1882. In Rom gibt es 361 Klöster, in ganz Italien 2078 mit ungefähr 150,000 Schülern. 6. Prinz Alfons von Bourbon hat sich mit Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha zuerst katholisch, dann evangelisch trauen lassen ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung. Der Prinz hat insolgedessen im intoleranten Spanien seinen Rang verloren. 7. In den jüngsten Aufruhren in Spanien richtete sich die Hauptfeindschaft wider die katholischen Kirchen und Klöster. Auch in Portugal haben sich jetzt die Antiklerikalen vereinigt, um die religiösen Orden zu unterdrücken und alle Geseze zu widerrufen, die sich gegen die Gewissensfreiheit richten. 8. In Frankreich ist der Bischof von Bayonne zu 500 Francs Strafe verurteilt worden, weil er alle, die die Übergabe der kirchlichen Güter begehren oder annehmen würden, mit dem Banne

bedroht hatte. 9. Der französische Kardinal Andrieu hat erklärt: habe der Papst ein Staatsgesetz verdammt als dem Eigentum, der Autorität und der Freiheit der Kirche schädlich, so bestehe es für Katholiken nicht mehr. Das stimmt zu der Lehre, daß der Katholik dem Papst mehr zu gehorchen hat als dem Staat. 10. Nach überführter Tat wandte sich in Frankreich der Mörder, der seine reiche Schwiegermutter umgebracht hatte, also: „Und Sie haben ruhig schlafen können während der verfloßenen fünf Monate, nur sechs Meter vom Grabe Ihres Opfers entfernt? Sie haben Ihre Hochzeitsnacht hier verbringen können?“ „O“, antwortete ruhig der Mörder, „da hatte ich ein ruhiges Gewissen. Ich war nach Lourdes gegangen; ich hatte dort einem Priester mein Verbrechen gebeichtet, und er hatte mir die Lossprechung gegeben. Von dem Augenblicke an warf mir mein Gewissen nichts mehr vor.“ So berichtet die „New Yorker Staatszeitung“. 11. Für Ungarn hat der Papst die Geltung des Dekrets, das Mischehen zwischen Katholiken und Nichtkatholiken für ungültig erklärt, aufgehoben. Für andere Länder bleibt das Dekret zu Recht bestehen. Das Papsttum spielt sich auf als den Hort des Rechts und insonderheit der Ehe. Aber im Grunde treibt es mit Recht und Unrecht und insonderheit mit der Ehe ein fluchwürdiges Interessenspiel. Was ihm vorteilhaft dünkt, erklärt der Papst für recht. 12. In Bayern kommen auf einen katholischen Seelsorger bedeutend weniger Seelen als auf einen protestantischen. Trotzdem schreien dort die Papisten: die Regierung versorge die Katholiken schlechter als die Protestanten. 13. In dem protestantischen Nürnberg hat der bayerische Magistrat den Papisten eine größere Straßenfläche als bisher gewährt für ihre Fronleichnamsprozession. Ganze Straßenzüge waren einen halben Tag gesperrt, und das neue Gymnasium und die Realschule mußten den Unterricht während des ganzen Tages aussetzen. 14. Um Lutherbibeln den Eingang zu verwehren, planen die Papisten in Bayern jetzt die Gründung einer katholischen Bibelgesellschaft. Durch papistische Anmerkungen, falsche Übersetzungen zc. hoffen die Papisten die Schriftwahrheiten neutralisieren zu können. Die Lehre, daß der Papst allein der unfehlbare Ausleger der Schrift sei, macht in der Papstkirche die Bibel zur scheinfrommen Heuchlermaske. 15. Von der Kurie in Rom verliehene Dokortitel werden auch von der bayerischen Regierung nicht anerkannt, obwohl sich der päpstliche Nunzius in München darum bemüht hat. 16. Der katholische Episkopat in Deutschland geht energisch vor gegen die interkonfessionellen Gewerkschaften. 17. Der Evangelische Bund hat einen Appell an den deutschen Reichstag gerichtet, den Bestrebungen des Zentrums, die Vorherrschaft zu gewinnen, tatkräftig und einmütig entgegenzutreten. 18. Der Jesuitenpater Bartholdi in Italien hat sich der waldensischen Kirche angeschlossen und hält jetzt Vorträge im Interesse des Protestantismus. Romulo Murri, Führer der Modernisten, ist in die italienische Kammer gewählt und vom Erzbischof von Fermo exkommuniziert worden. Der Modernismus soll viele Anhänger haben unter den jüngeren italienischen Priestern. 19. In Breslau ist Graf Karl Anna von Oppersdorf von der römischen zur evangelischen Kirche übergetreten. Er ist der Bruder des Zentrumsmitgliedes Grafen Hans von Oppersdorf. 20. Von den 250 Priestern aber, die in den letzten beiden Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten sind, haben sich nur drei der evangelischen Kirche angeschlossen. 21. Mit Hecker, Schell und Threß scheint übrigens der moderne Reformkatholizismus begraben zu sein. In

Hölshers „Literaturblatt“ urteilt D. Schulze: „Der katholische Modernismus, der noch vor zwei Jahren weiteste Kreise mit Interesse und Spannung erfüllte, gehört jetzt schon der Vergangenheit an. Sicherlich aber wird er wiederkommen. Die religiöse und theologische Geisteswelt des Katholizismus ist auch mit Index und Motuproprios auf die Dauer von den sie umrauschenden protestantischen Strömungen nicht zu isolieren.“ Der Fundamentalfehler der Reformkatholiken ist der, daß sie Rom reformieren wollen mit der verderbten Vernunft. In der lutherischen Reformation war der Boden nicht der unbefriedigte Intellekt, sondern das vor Gottes Gericht erschrockene Herz, und der Same war nicht das „Resultat“ der Wissenschaft und höheren Kritik, sondern das Evangelium von der Gnade in Christo. F. B.

Ein Liguori-Prozess. Die „Deutsch-evangelische Korrespondenz“ des Evangelischen Bundes schreibt: „Im Verlag von W. Ziegler in Leipzig waren Auszüge aus Liguoris Theologia moralis deutsch mit Anmerkungen, Vorwort und Nachwort von J. Ferk herausgegeben worden. Der Verleger wurde von der Leipziger Staatsanwaltschaft der Verbreitung einer unzüchtigen Schrift angeklagt. Indes das Landgericht sprach am 14. Januar 1909 Ziegler frei, da die Broschüre als Ganzes keine unzüchtige Schrift sei, wenn schon manche in ihr enthaltene Einzelheiten — die Moralanweisungen Liguoris also — das deutsche Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen könnten. Bei seinem Freispruch legte das Landgericht Wert auf die ganze Tendenz der Arbeit. Ferk halte die Liguorimoral für verwerflich; er wolle auf diese Gefährlichkeit durch Auszüge aus der Moralthologie Liguoris aufmerksam machen. Die bei Ferk enthaltenen unzüchtigen Stellen hätten den Zweck, den Beweis für die behauptete Unsittlichkeit der Liguorimoral zu erbringen. Die unzüchtigen Stellen treten also zurück gegenüber dem Gesamtcharakter der ganzen Schrift, die ethische Zwecke verfolge und deshalb nicht als unzüchtig im Sinne von § 184 St. G. B. erachtet werden könne. Wenn durch die Schrift Gefühle Andersdenkender verletzt würden, so sei das nicht in geschlechtlichen Dingen, sondern auf religiösem Gebiet der Fall. Aber auch hier liege durch Abfassung und Verbreitung der Schrift ein Vergehen nach § 166 St. G. B. (Beleidigung einer Kirche) nicht vor.“ Die Staatsanwaltschaft hatte gegen das freisprechende Urteil Revision zum Reichsgericht eingelegt. Indes schon der Reichsanwalt stellte sich auf den Standpunkt des Landgerichts. Es sei festgestellt, führte er aus, daß die unzüchtigen Stellen nur den Zweck verfolgen, zu beweisen, daß die Moral der römischen Kirche nicht auf dem Boden des Evangeliums stehe, sondern sehr menschlich sei. Die Unzüchtigkeit der Schrift sei ohne Rechtsirrtum verneint. Festgestellt sei nur, daß die religiösen Gefühle Andersdenkender verletzt werden können, aber nicht das Scham- und Sittlichkeitsgefühl. Infolgedessen erkannte das Reichsgericht am 8. Juni auf Verwerfung der von der Staatsanwaltschaft eingelegten Revision. Damit hat das Reichsgericht entschieden, daß die Lehre des hochberühmten römischen Moralisten unzüchtig sein möge, nicht aber eine Wiedergabe dieser Lehre mit dem Zweck, die Minderwertigkeit der römischen Moralthologie zu erweisen.“ Der Versuch, die Bekämpfung der römischen Moral durch das Gericht zu verhindern, hat sich somit in Deutschland für die Papisten als boomerang erwiesen. Ferk ist freigesprochen, und Liguori hat vom Gericht das Prädikat „unzüchtig“ erhalten. F. B.